



Durchblick

Gut:
verschieden
und vielfältig

Nicht gut:
Qualitätsbonus
plus

Tut gut:
Pause mit Kindern



Den Griechen ein Grieche ...



...den Juden ein Jude, den Armen ein Armer. Das ist die Haltung des Paulus im 1. Korintherbrief, Kapitel 9. Er bleibt Paulus, wird aber „allen alles“, um des Evangeliums willen, damit er die, um die es geht, gewinnt. Das ist ein Qualitätsanspruch, den Paulus hat. Verschiedenheit zulassen, die Perspektive wechseln, um gemeinsam neue Wege zu gehen.

Dieser Anspruch findet sich in diesem Durchblick an vielen Stellen wieder. So ist die Antwort auf die Frage, wie willkommen sich Kinder fühlen, ein folgerichtiges Qualitätsmerkmal, an dem man einen guten evangelischen Kindergarten erkennt (siehe S. 28 ff.). Eine Willkommenskultur ist aber auch Verpflichtung für ein ganzes Land: „Es ist richtig und gut, dass wir Zuflucht bieten für Menschen, die aus Not und Gefahr zu uns kommen [...]“. Ja, es braucht ein Willkommen von Anfang an [...]“, heißt es im Plädoyer der bayerischen Diakonie zu einem Ja zu Bayern als Zufluchtsland (siehe S. 10 f.). Gerade für Flüchtlingskinder fordern wir unbürokratische Unterstützung (siehe S. 11).

„Es ist normal, verschieden zu sein“, heißt die Orientierungshilfe der Evangelischen Kirche in Deutschland. Inklusion muss sich durch unser gesamtes Handeln ziehen. So ist es für uns nur konsequent, dass Sie verschiedene Zitate aus der Schrift der ekd an verschiedenen Stellen in diesem Durchblick finden. „Man kann Qualität nicht einheitlich regeln“, beginnt ein Zitat von Prof. Iris Nentwig-Gesemann (S. 14 ff.). Qualitätsentwicklung funktioniert nicht von oben nach unten, sondern funktioniert nur aus den Teams heraus. Teams sind eben auch verschieden, so wie die Menschen, die darin arbeiten. Das ist gut so. Deshalb werden wir viele Teams in den nächsten Jahren mit 12 „Pädagogischen Qualitätsbegleitern“ unterstützen (S. 23 f.).

Vielfältig sind in Bayern auch die Träger von Kindertageseinrichtungen. Pluralität ist ein wichtiges Gut, ist im BayKiBiG verankert und wird von vielen Kommunen geschätzt. Grundlage hierfür ist das Subsidiaritätsprinzip. „Indem der Staat diese verschiedenen Aufgaben verschiedenen Trägern [...] überlässt und diese finanziell unterstützt, fördert er [...] den sozialen und kulturellen Reichtum unserer Gesellschaft.“, schreibt Wolfgang Thierse (S. 26). Ein Blick in die Zeit des Nationalsozialismus zeigt, wie wichtig es ist, diese Vielfalt auch in Zukunft zu erhalten (S. 27).

Die Vielfalt in unseren Einrichtungen reicht vom Tanz des Wolfes mit der Giraffe bis zum Deutschen Arbeitgeberpreis an eine inklusive evangelische Kita. Wie gut diese Vielfalt ist, macht die E-Mail eines Grundschullehrers deutlich, der uns am Beispiel von Frau Reinhilde Rauscher (S. 38 f.) schreibt, welche herausragende Bildungsarbeit die Mitarbeiter in den Einrichtungen seit Jahren täglich leisten.

Die Artikel in diesem Durchblick sind so vielfältig, dass Sie nach dem Lesen vielleicht eine Pause brauchen werden. Machen Sie diese doch mit Kindern (S. 64 f.). Werden Sie Kindern ein Kind, obwohl Sie erwachsen sind.

A blue ink signature of Ludwig Selzam, consisting of a stylized 'L' followed by a long horizontal stroke.

Ludwig Selzam
Vorstand

A blue ink signature of Christiane Münderlein, featuring a cursive 'C' and 'M'.

Christiane Münderlein
Vorstand

Vorwort

Diskussionen und Tendenzen

- 4 Nicht gut: Qualitätsbonus plus ■ *Ludwig Selzam*
- 6 Mehr Standards, weniger Geld? ■ *Georg Hohl*
- 8 Landeskirche und Kita ■ *Christiane Münderlein*
- 10 Ja zu Bayern als Zufluchtland
- 11 Unbürokratisch mehr Personal für Flüchtlingskinder in Kitas ■ *Ludwig Selzam*
- 12 Familienpakt Bayern ■ *Birgit Löwe*

Schwerpunkt – Gut: verschieden und vielfältig

- Es ist normal, verschieden zu sein
(9 mal – verstreut im ganzen Heft)
- 14 Qualität ohne Gleichmacherei ■ *Prof. Dr. Iris Nentwig-Gesemann*
 - 16 Gespräch mit Prof. Dr. Iris Nentwig-Gesemann
 - 19 Die Suche nach der Qualität ■ *Petra Wagner*
 - 21 Qualität durch Veränderung – Zusammenfassung eines Vortrags von Prof. Dr. Tassilo Knauf auf der Mitgliederversammlung 2014
 - 23 Das Kind in den Mittelpunkt stellen ■ *Christiane Münderlein*
 - 25 Qualität durch Vielfalt erhalten – Interview mit Rechtsanwalt Arne Schwemer
 - 26 Sozialen Reichtum fördern – Ein Plädoyer für die Subsidiarität
 - 27 Mit Beharrlichkeit gegen die Gleichschaltung

Aus dem Verband

- 28 Woran erkennen Sie einen guten evangelischen Kindergarten? ■ *Antworten des Verbandsrates*
- 33 Zwingend notwendig! – Auszüge aus unseren Positionen
- 35 Impressionen aus der Verbandsarbeit 2014/2015
- 37 Qualität und Verlässlichkeit – Der Evangelische KITA-Verband Bayern auf der ConSozial 2014
- 38 Barock trifft Moderne ■ *Reinhilde Rauscher*

- 40 Inklusion wagen ■ *Gudrun Trabert*
- 42 Auf den Hund gekommen ■ *Susanne Baumann*
- 44 „BLICK DURCH“ – Ein kunstvoller Teamprozess ■ *Doris Röbling*
- 45 Wenn der Wolf mit der Giraffe tanzt ■ *Heidi Klein*
- 47 Auch die Küche ist inklusiv ■ *Stefan W. Römmelt*
- 48 „... behüten auf allen deinen Wegen“ ■ *Projektteam „Kunst am Bau“*
- 52 Talententwicklung im Fachwerkhaus ■ *Dr. Dietlinde Stiller / Dagmar Lamprecht-Dillig*

Aus der Beratungs- und Fortbildungspraxis

- 54 Elternabend zur kindlichen Sexualität ■ *Holger Warning*
- 56 Potenziale nutzen ■ *Dr. Anja Knippel*
- 59 Tomate schmeckt wie 5 ■ *Inge Wagner / Doris Nickel*
- 61 Über Grenzen hinweg ■ *Ingrid Schöner-Memain*
- 63 Jedes Kind braucht täglich ein Gespräch ... ■ *Christiane Leclaire*

Biblische Geschichte für Kinder erzählt

- 64 Eine Pause mit Kindern (*Tut gut!*) ■ *Christian Weigl*

Impressum

- 66 Impressum

Ludwig Selzam

Nicht gut: Qualitätsbonus plus

Besser: Verlässlich den Basiswert erhöhen!

„Gut gemeint ist nicht immer gut gemacht“, kommentierte bereits im Juli letzten Jahres der Präsident der Diakonie Bayern, Michael Bammessel, den Bericht aus der damaligen Kabinettsrunde. Wie von uns gemeinsam mit anderen Verbänden gefordert, hatte das bayerische Kabinett beschlossen, die im Bayernplan für die Entlastung der Eltern im zweiten Betreuungsjahr vorgesehenen 63 Millionen Euro zugunsten einer Erhöhung des Basiswertes umzuwidmen. Allerdings wurde in dem Beschluss die Auszahlung der Förder-

Gemeinsam mit der Freien Wohlfahrtspflege Bayern haben wir in mehreren Schreiben und Gesprächen deutlich gemacht, dass der Beschluss nachzubessern sei. „Verlässliche(r) Basis(wert) für Qualität – Beschluss im bayerischen Kabinett nachbessern!“, stand in großen Lettern auf dem Flyer unseres Verbandes, den ich noch auf der Con-Sozial Anfang November 2014 Frau Staatsministerin Emilia Müller persönlich übergeben konnte. In diesem Fall hat alles nichts genutzt. An dem Beschluss wurde kein Komma geändert.

Der Beschluss der Staatsregierung wurde nun Anfang Februar durch das Sozialministerium umgesetzt.

mittel für Kinderbetreuungseinrichtungen an Bedingungen geknüpft, die den Evangelischen KITA-Verband Bayern und die Diakonie Bayern Ungutes ahnen lassen. „Mit dieser Entscheidung erschwert die Staatsregierung eine flächendeckende Qualitätsverbesserung in den Kinderbetreuungseinrichtungen in Bayern. Wir müssen uns darauf verlassen können, dass die Mittel auch regelmäßig zur Verfügung stehen“, ergänzte ich schon damals die Aussage von Herrn Bammessel.

Kein Basiswert – kein unmittelbarer Rechtsanspruch für Träger

Nun ist es amtlich. Der Basiswert wird erst mal nicht erhöht. Dafür gibt es nun einen „Qualitätsbonus plus“. Der Begriff klingt wunderbar, ist er aber nicht. Jetzt werden manche denken: Wieso, es gibt doch 63 Millionen Euro mehr, oder? Leider eben oder. Es gibt die 63 Millionen vielleicht.

Träger wissen nicht, ob sie das Geld bekommen, wie lange sie es bekommen würden oder ob sie es eben gar nicht bekommen. Dies entscheidet beim „Qualitätsbonus plus“ die politische Gemeinde. Die

VERLÄSSLICHE(r) BASIS(wert) FÜR QUALITÄT!

Beschluss im Bayerischen Kabinett nachbessern!



Evangelischer KITA-Verband Bayern | www.evkitabayern.de

Die beschlossenen 63 Mio. Euro mehr staatliche Gelder für Kitas würden mehr Qualität bedeuten... ...wenn man verlässlich damit rechnen könnte.

Kann man aber nicht:

Jede Kommune soll nun individuell entscheiden, ob und wann sie dieses Geld unter bestimmten Bedingungen in Anspruch nimmt und an den Träger weiterleitet!

Wie soll man da in Qualität investieren?

Benötigt wird die verlässliche landesweite Erhöhung des Basiswertes durch Staat und Kommunen!

Mehr Infos an unserem Stand (3A-513)

zur ConSozial 2014

alleine hat nun einen Rechtsanspruch auf das Geld. Wenn sie das Geld in Anspruch nehmen will, muss sie es verdoppeln, außerdem eine Erklärung abgeben und die Mittel dann an den Träger weitergeben. Träger bekommen also entweder einen doppelten „Qualitätsbonus plus“ oder sie bekommen gar nichts. Wenn sie Pech haben, erfahren sie es nicht einmal, wenn sie nicht fragen. Klingt furchtbar kompliziert. Ist es auch.

Es ist nun nahezu unmöglich, dauerhaft die Personalstunden in der Einrichtung zu erhöhen, da nicht klar ist, ob dafür auch Geld da sein wird. Freie Träger sind also jährlich aufs Neue von der jeweiligen Entscheidung einer Kommune abhängig, ob sie eine höhere Finanzierung erhalten. Eine finanzielle Planungssicherheit für Träger ist somit letztlich nicht gegeben.

Was also ist ein Qualitätsbonus plus?

Im zitierten AMS ist von einem „optionalen Aufschlag auf den Basiswert“ die Rede. Das Wort optional wurde dabei zu Recht fett gedruckt. Es heißt so viel wie, man bekommt das Geld, um in Qualität zu investieren, oder man bekommt es eben nicht. Dabei war der „Qualitätsbonus“ irgendwann einmal durchaus als verbindlicher Begriff eingeführt worden.

Das Wort „Qualitätsbonus“ wurde bei der letzten Veränderung des BayKiBiG erfunden. Als Begriff wird dort auch „Basiswert plus“ verwendet. Dieser bezeichnet eine zusätzliche staatliche Leistung, die grundsätzlich auch ohne einen kommunalen Anteil ausbezahlt werden kann. In Artikel 23 BayKiBiG heißt es, dass der Staat die Träger bei der Verbesserung der Qualität unterstützt.

Der „Qualitätsbonus plus“ bezieht sich im Gegensatz zum „Qualitätsbonus“ nicht auf das Gesetz, ist also nicht an die Entwicklung des

Basiswertes gebunden und gesetzlich nicht gesichert. Es muss also damit gerechnet werden, dass sich der Wert von derzeit 53,69 Euro mit den steigenden Personalkosten nicht erhöht. Im Gegenteil, der Wert pro Kind könnte sich aufgrund der Deckelung in den nächsten Jahren verringern.

Hinzu kommt, dass der „Qualitätsbonus plus“ nur dann zum Tragen kommt, wenn die Gemeinde die Förderung verdoppelt (das wäre bei einer Erhöhung des Basiswertes immer so) und wenn sie mit Gemeinderatsbeschluss erklärt, dass diese Mittel zur Qualitätsverbesserung eingesetzt werden. Wenn dies alles erfolgt ist, ergibt sich rechnerisch eine Erhöhung des Basiswertes.

Es entsteht mehr Verwaltung statt mehr Qualität

Während ich diesen Artikel schreibe, füllen die ersten Rückmeldungen aus der Praxis mein E-Mail-Konto. Es ist Mitte Februar, das AMS ist gerade mal vor zehn Tagen versandt

worden. Für einige Kommunen ist der „Qualitätsbonus plus“ eine Selbstverständlichkeit und wird daher in Gemeinde- und Stadtratssitzungen ohne Wenn und Aber beschlossen werden. Die allermeisten Meldungen die eingehen, bezeugen, dass der Qualitätsbonus plus zunächst nicht gezahlt wird. Manche Gemeinden und Landratsämter würden das AMS noch nicht kennen, heißt es mancherorts. Andere geben die Auskunft, es müsse geklärt werden, was die Qualitätsklausel bedeutet.

Der Bescheid für die Abschlagszahlungen sei bereits versandt und würde keinesfalls geändert werden, gegebenenfalls würde man bei der Endabrechnung auszahlen, schreibt eine Stadtverwaltung. Man warte auf eine Arbeitshilfe aus dem Ministerium, bevor man irgendetwas unternehmen werde, ist ebenfalls zu lesen. Man würde ja gerne zahlen, habe jedoch keinen genehmigten Haushalt und dürfe daher nicht, heißt es mit Hinweis auf das Haushaltssicherungsgesetz aus einigen Kommunen. Äußerst komplex wird es, wenn Kinder unterschiedlicher Gemeinden die Kita besuchen und die einzelnen Kommunen nicht in gleicher Weise den „Qualitätsbonus plus“ zahlen.

Diese ersten Rückmeldungen lassen befürchten, dass nur ein Teil der 63 Mio. Euro verteilt wird. In jedem Fall bestehen so viele Rechtsunsicherheiten, dass mittel- und langfristige Investitionen in Qualität verhindert werden. Investiert wird derzeit wieder einmal in Verwaltung: Gemeinden, Verwaltungsbehörden, Träger und Leitungen müssen viel wertvolle Zeit mit Klärungen und Verhandlungen verbringen, statt Zeit zu haben für die Kindertageseinrichtungen, für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, statt mittelbar und unmittelbar Zeit für Kinder zu haben. Kinder aber brauchen Zeit.

Das ist ein wesentliches Qualitätsmerkmal für Kindertageseinrichtungen. Dafür benötigen wir Investitionen. Investitionen in Qualität.

Verlässliche(r) Basis(wert) für Qualität!

„Wir appellieren an den Bayerischen Landtag, das zusätzliche Geld für die Erfüllung bereits bestehender Qualitätsanforderungen zur Verfügung zu stellen. Schaffen Sie keine weiteren Regelungen, die wiederum neuen Aufwand erfordern. Das Geld soll in die Qualität und nicht in die Erfüllung neuer bürokratischer Hürden fließen“, hatte die Mitgliederversammlung unseres Verbandes am 3.7.2014 in einer Resolution formuliert, die allen bayerischen Landtagsabgeordneten zugegangen ist.

Kann der Staat in Qualität investieren, ohne neue Regelungen zu schaffen?

Ja, natürlich! Zumindest könnte er.

1. Man erhöht den Basiswert strukturell.

Ohne weitere Bedingungen. Punkt. Bedingungen für die Förderung von Kindertageseinrichtungen sind in zahllosen Artikeln und Paragraphen des BayKiBiG und dessen Ausführungsverordnung festgeschrieben. Die Erhöhung des Basiswertes ist die dringlichste Maßnahme, damit Träger von Kindertageseinrichtungen in Qualität investieren können.

Die kommunalen Spitzenverbände hatten bereits vor dem Kabinettsbeschluss vom Juli 2014 zugesagt, einer Basiswerterhöhung unter gleicher finanzieller Beteiligung (mit einem jeweiligen Gesamtvolumen von 63 Millionen Euro) zuzustimmen. Damit hätten alle Träger das Geld für ihre Investitionen in Qualität zur Verfügung, könnten so manchen Arbeitsvertrag verstetigen und könnten so mancherorts den Anstellungsschlüssel verbessern. Dies ist dringend notwendig.

2. Man verbessert den „empfohlenen Anstellungsschlüssel“.

Als gesetzliche Maßnahme ist flankierend zur Basiswerterhöhung die Veränderung des empfohlenen Anstellungsschlüssels in § 17 AVBayKiBiG von derzeit 1:10 auf mindestens 1:9 längst überfällig. Während der Mindestanstellungsschlüssel von anfangs 1:12,5 auf 1:11 angehoben wurde, ist der empfohlene Anstellungsschlüssel über all die Jahre unverändert geblieben. Handlungsspielräume für Träger von Kitas, aber auch für Kommunen wurden immer kleiner. Dem gilt es entgegenzuwirken. Im unterfinanzierten System der Kindertageseinrichtungen werden Investitionen aus Land und Kommunen benötigt. Dies muss politisch und gesetzlich verdeutlicht und ermöglicht werden.

An manchen Orten liegt der Anstellungsschlüssel nur knapp über dem gesetzlichen Mindestanstellungsschlüssel. Aufgrund der knappen Mittel ist mehr nicht möglich. Genau das wird aber gebraucht, um mehr Zeit für Kinder zu haben, um verlässliche Arbeitsverträge abschließen zu können. Seit der Einführung des BayKiBiG vor nun zehn Jahren hat sich das Verhältnis von Basiswert und Mindestanstellungsschlüssel erheblich verschlechtert. Der Spielraum für Träger, in Qualität zu investieren, ist erheblich gesunken. Diese Spielräume sind aber bitter nötig, um mehr Zeit und damit mehr Qualität für Kinder vorhalten zu können.

Der Evangelische KITA-Verband Bayern hat in dieser Diskussion von Anfang an die strukturelle verlässliche Erhöhung des Basiswertes gefordert. Bereits die ersten Erfahrungen aus der Praxis, die wir seit der Einführung des „Qualitätsbonus plus“ haben, bestätigen und bekräftigen unsere Forderung. Wir werden daher nicht müde, die Bayerische Staatsregierung aufzufordern, den „Qualitätsbonus plus“ in eine strukturelle verlässliche Erhöhung des Basiswertes umzuwandeln. ■



Ludwig Selzam

ist Vorstand des Evangelischen
KITA-Verbands Bayern.

Lesen Sie auch den Auszug aus unserer Resolution auf S. 34.

Georg Hohl

Mehr Standards, weniger Geld?

Zur bundesweiten Qualitätsdiskussion um die Kitas

Seit dem bildungs- und familienpolitischen Aufbruch rund um die Kindertageseinrichtungen in den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts hat sich vieles verändert bei den Trägern und in den Einrichtungen. Immer neue Anforderungen wurden an die Kindertageseinrichtungen herangetragen.

Bildungs- und Orientierungspläne für den Elementarbereich, Sprachförderprogramme, zunehmende Aufgaben im Bereich der Prävention, eine stärkere Familienorientierung bis hin zur Einrichtung von Familienzentren am Ort der Kita und schließlich der rasante Ausbau der Kleinkindbetreuung – das sind nur einige Stichworte zu dem überaus

dynamischen Veränderungsprozess, den Träger und Fachkräfte zu leisten hatten. Dabei hat sich der Arbeitsbereich Kindertageseinrichtungen – auch im Vergleich zu anderen Bildungsbereichen – als äußerst innovationsfreundlich erwiesen. Die pädagogischen Fachkräfte, die Erzieherinnen und Sozialpädagoginnen sowie weitere Fachkräfte



waren und sind bereit, neue Herausforderungen anzunehmen und pädagogisch verantwortungsvoll auszugestalten. Die konzeptionellen, organisatorischen und finanziellen Anforderungen an Träger sind ebenfalls enorm gestiegen.

Arbeitsprozess „Bundesqualitätsgesetz“

Es ist vor dem nur kurz geschilderten Hintergrund nur gut, dass nun nach einer Phase des rasanten Ausbaus die Frage der Qualitätssicherung und Qualitätsentwicklung ins Zentrum der Debatte um die Kitas gerückt ist. Dies ist richtig und wichtig im Blick auf die Kinder und Familien, aber auch im Blick auf die Arbeitsbedingungen der Fachkräfte. Das Schlagwort „Bundesqualitätsgesetz“ hat in den letzten Monaten die Runde gemacht. Anfang November 2014 haben sich Bund und Länder auf einen Arbeitsprozess geeinigt, in dem bundesweit die Qualität der Kindertageseinrichtungen verbessert werden soll. Als Bundesvereinigung Evangelischer Tageseinrichtungen für Kinder e.V. (BETA) sehen wir den jetzt begonnenen Prozess als einen geeigneten Weg an, unter den Bedingungen eines föderalen Bildungssystems und sehr unterschiedlicher Regelungs- und Finanzierungsbedingungen deutliche Schritte in Richtung Qualitätsverbesserung zu tun. Freilich wird dies kein einfacher Weg sein angesichts der sehr heterogenen Bedingungen in den einzelnen Ländern und – angesichts der noch ungeklärten Frage, wie neues Geld ins System kommt. Und ohne neues Geld wird es nicht gehen, nimmt man den jetzt begonnenen Arbeitsprozess wirklich ernst.

In mehreren sogenannten Dialog-Workshops befasste sich die Kita-Fachszene auf Bundesebene von November 2013 bis September 2014 intensiv mit dem Für und Wider eines sogenannten „Bundes-

qualitätsgesetzes“, das heißt mit der Verankerung von Parametern der Strukturqualität im Sozialgesetzbuch VIII (Kinder- und Jugendhilfegesetz). Die Ergebnisse der Workshops, an denen auch Vertreterinnen und Vertreter des Bundesministeriums für Familie, Frauen, Senioren und Jugend sowie der Länderministerien und der kommunalen Spitzenverbände teilnahmen, wurden von den Veranstaltern (KTK Bundesverband, AWO, GEW und BETA) unterschiedlich ausgewertet.

Aus Sicht der BETA haben die Dialog-Workshops ergeben, dass ein Bundesqualitätsgesetz kein wirklich geeignetes Instrument zur Verbesserung der Qualität in den Kindertageseinrichtungen quer durch Deutschland wäre, weil ein solches Gesetz die Gefahr der Nivellierung von Standards auf einem relativ niedrigen Niveau oder gar des Stillstands bei der Qualitätsentwicklung in einzelnen Bundesländern mit sich brächte. Darüber hinaus bestünde die Gefahr, dass wieder einmal neue Standards für Kommunen und Träger formuliert werden, die nicht wirklich finanziert sind. Damit würde sich das Dilemma steigender Ansprüche und immer höherer Standards bei gleichzeitiger unzureichender Finanzierung noch verschlimmern. Ein Spannungsverhältnis, das letztlich auf dem Rücken der Fachkräfte, der Träger und auch der Kinder und ihrer Familien ausgetragen würde.

Finanzierung nötig

Bei dem jetzt beginnenden Arbeitsprozess zur Qualitätssicherung und Qualitätsentwicklung auf der Basis der Bund/Länder-Vereinbarung gilt es zunächst einmal zu klären, welche „Qualitätsbaustellen“ sich in den einzelnen Ländern in besonderer Weise als dringend erweisen. Ein „Benchmarking“ mit der Beschreibung anzustrebender Qualitätsziele und entsprechende Stufenpläne zur Erreichung neuer Standards könnte ein sinnvoller Weg sein. Ganz entscheidend ist jedoch, dass Bund und Länder sich über die Finanzierung von Qualitätsverbesserungen verständigen. Solange der Arbeitsprozess zwischen Bund, Ländern und kommunalen Spitzenverbänden sowie der freien Wohlfahrtspflege an den Finanzministerien von Bund und Ländern vorbeiläuft, sind greifbare Ergebnisse nicht zu erwarten. Deshalb werden sich die Vertreterinnen und Vertreter der freien Wohlfahrtspflege in den Arbeitsprozess nicht nur mit ihrer fachlichen Expertise einbringen, sondern auch mit der ständigen und dringenden Frage nach der Finanzierung. Kein leichter Weg, aber ein lohnender. ■



Georg Hohl

ist Geschäftsführer des Evangelischen Landesverbands Tageseinrichtungen für Kinder in Württemberg e. V. und Vorstandsvorsitzender der Bundesvereinigung Evangelischer Tageseinrichtungen für Kinder e. V. (BETA).

Der Evangelische KITA-Verband Bayern ist Mitglied in der BETA und dort im Vorstand vertreten.

Christiane Münderlein

Landeskirche und Kita

Kitas sind wichtige Faktoren in
aktuellen landeskirchlichen Projekten

Drei große Projekte der Landeskirche befassen sich derzeit mit dem Thema Kindertageseinrichtungen. Die Weiterentwicklung der „Verwaltungsdienstleistungen für Kirchengemeinden“, die Neugestaltung des „evangelischen Bildungskonzepts“ sowie das „Projekt zum Berufsbild: Pfarrer, Pfarrerin“ sind zentrale landeskirchliche Entwicklungsprojekte, in denen Kitas eine wichtige Rolle spielen. Diese möchten wir im Folgenden kurz vorstellen.

(Religiöse) Bildung von Anfang an

Das 2004 veröffentlichte Bildungskonzept der Landeskirche wird derzeit von einer Kommission im Auftrag des Landeskirchenrates überarbeitet. Auch wenn die Neuauflage des Bildungskonzeptes institutionsunabhängig und zielgruppenübergreifend konzipiert wird, wird deutlich, dass Kitas als erste Bildungsinstitutionen auch aus evangelischer Perspektive von zentraler Bedeutung sind. Im ersten Teil des Konzeptes geht es darum zu verdeutlichen, in welchem Spannungsfeld sich Bildungsverantwortliche im Raum der Kirche und Diakonie und damit auch insbesondere Fachkräfte in Kitas bewegen, und man will damit zur Reflektion anregen. Beschriebene Spannungsfelder sind beispielsweise „Leistungsorientierung und unverrechenbare Würde“, „Selbsterfüllung und Solidarität“, „Wertevermittlung und Glaubensbildung“, „konfessionelle Identität und ökumenisches Selbstverständnis“ und aus Sicht des Evangelischen KITA-Verbands Bayern insbesondere auch das Spannungsfeld zwischen gestiegenen Ansprüchen einerseits und begrenzten Ressourcen andererseits.

In einem nächsten Schritt werden nun strategische Herausforderungen kirchlichen Bildungshandelns erarbeitet. Gerade die Zahlen aus der Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung zeigen die hohe Bedeutung und somit auch strategische Herausforderung, in Kitas sowohl eine religiöse Beheimatung zu schaffen als auch nach dem sozialetischen Konzept der Befähigungsgerechtigkeit für Bedingungen zu sorgen, die allen Kindern ermöglichen, ihre individuellen Fähigkeiten auszuschöpfen. Über die Prioritäten der strategischen Herausforderungen für kirchliches Bildungshandeln wird in den nächsten Monaten noch in unterschiedlichen Gremien gearbeitet werden. Im



Jahr 2016 soll das überarbeitete Bildungskonzept von der Synode verabschiedet werden.

Ohne Verwaltung keine Kita

Der Verwaltungsaufwand, aber insbesondere auch die Verantwortung für Finanzen und Personal sind in den letzten Jahren auch im Kitabereich, nicht nur, aber auch wegen des Bayerischen Kinderbildungs- und -betreuungsgesetzes (BayKiBiG), gestiegen.

Durch die Verwaltungsreform für Kirchengemeinden und Dekanatsbezirke der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern (ELKB) sollen Träger von Kitas zukünftig durch gut ausgebaute und bayernweit vergleichbare Verwaltungsleistungen in die Lage versetzt werden, dieser Aufgabe gut und mit Freude gerecht zu werden. Kein Träger soll wegen zu hohen Verwaltungsaufwands seine für Gemeindeaufbau und diakonisches Wirken so wichtige Kita abgeben müssen.

Um dieses Ziel bayernweit zu erreichen, sind noch einige Hürden zu nehmen. Zu unterschiedlich sind die meist historisch begründeten Entwicklungen. In der seit bereits einem Jahr tagenden Arbeitsgruppe „Verwaltungsdienstleistungen für Kindertageseinrichtungen“ wurde bereits ein Dienstleistungskatalog mit entsprechenden Schlüsselprozessen erarbeitet. Nach bisherigen Planungen ist jedoch davon auszugehen, dass die volle Ausbaustufe einen Umsetzungszeitraum von fünf bis sechs Jahren erfordert (2019/2020).

Die Neuausrichtung des Dienstleistungsspektrums der Verwaltungseinrichtungen wird die Arbeitsbeziehungen in Pfarrämtern, Dekana-

natsbezirken und Kitas betreffen. Aufgabenteilung und Verantwortungsbereiche sind neu zu justieren und zu beschreiben, sodass die gewünschte Entlastung und professionelle Dienstleistung auch ihre Wirkung entfalten kann. Hier gibt es im Besonderen Überschneidungen mit dem laufenden Berufsbildprozess Pfarrerinnen und Pfarrer.

Pfarrerinnen und Pfarrer in der Trägerschaft von Kitas

Von der Landessynode wurde im Herbst 2013 ein Berufsbildprozess Pfarrerinnen/Pfarrer beschlossen. Ziel ist es, die Rahmenbedingungen zu überprüfen, damit Pfarrerinnen und Pfarrer in Freiheit und Verantwortung gut, gerne und wohlbehalten ihren Teil dazu beitragen können, dass unsere Kirche ihren Auftrag erfüllt. Der Prozess ist bis 2016 angelegt. Derzeit findet eine breite Beteiligung von Pfarrerinnen und Pfarrern, aber auch von anderen Berufsgruppen und Ehrenamtlichen statt. Die Trägerschaft von Kitas und die damit verbundenen Aufgaben sind dabei, neben Fragen der Arbeitszeit und Vakanzvertretung, besonders im Blick. Deutlich wurde in diesen Diskussionen bereits, dass Kitas ein wesentlicher Bestandteil von Kirchengemeinden sind und diese hierfür auch weiterhin Verantwortung übernehmen wollen.

Kontrovers wird derzeit diskutiert, welche Rolle, Kompetenz und Verantwortung Pfarrerinnen und Pfarrer zukünftig übernehmen wollen oder sollen und welche Auswirkungen dies dann gegebenenfalls auf

Ehrenamtliche sowie andere Berufsgruppen in Kita, Gemeinde und Verwaltung haben wird. Diese Diskussion möchten wir gerne mit Ihnen gemeinsam führen. Wir haben deshalb für unsere Mitgliederversammlung am 16. Juli 2015 den Projektleiter „Pfarrersbild“, Herrn OKR Prof. Dr. Stefan Ark Nitsche, und OKR Dr. Hans-Peter Hübner, Leiter der Abteilung Gemeinde im Landeskirchenamt, eingeladen. Beide haben bereits zugesagt. Wir freuen uns auf die gemeinsame Diskussion. ■



Christiane Münderlein

ist Vorstand des Evangelischen KITA-Verbands Bayern und vertritt den Verband in Arbeitsgruppen zu allen drei genannten Projekten.

Auf der Mitgliederversammlung 2015 möchten wir mit den Trägern von Kindertageseinrichtungen und Vertretern der Kirche ins Gespräch kommen: „Die Zukunft der Kitas in Kirchengemeinden“, so lautet das Thema des Vormittags am 16. Juli 2015, zu dem OKR Prof. Dr. Stefan Ark Nitsche, Projektleiter „Pfarrersbild“, und OKR Dr. Hans-Peter Hübner, Leiter der Abteilung Gemeinde im Landeskirchenamt, zugesagt haben.

Hierzu möchten wir unsere Mitglieder herzlich einladen.

Es ist normal, verschieden zu sein

So heißt die Orientierungshilfe des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland zum Thema Inklusion leben in Kirche und Gesellschaft, die seit Anfang des Jahres im Buchhandel erhältlich ist. Wir finden einige Passagen so nachdenkenswert, dass wir sie in diesem Durchblick abdrucken wollten. Bei dem Thema Inklusion handelt es sich um ein Qualitätsthema, das sich in der Arbeit in Kindertageseinrichtungen als Querschnittsthema durchzieht – über alle anderen Themen hinweg. Dementsprechend werden Sie auf verschiedenen Seiten dieses Durchblicks immer wieder kleine Auszüge aus der Orientierungshilfe finden.

Wir beginnen auf dieser Seite mit einem Auszug aus dem Vorwort von Landesbischof Dr. Heinrich Bedford-Strohm, Vorsitzender des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland:

„Inklusion – ein neuer Begriff hat Einzug gehalten in öffentliche Debatten. Angestoßen durch die Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen verbindet sich mit ihm die Wertschätzung von Vielfalt sowie die Stärkung von Teilhabe in unserer Gesellschaft. Inklusion ist zum Leitbild eines umfassenden Wandels geworden:

Wie schaffen wir es, dass Barrieren, Vorurteile und Trennungen abgebaut werden? Wie können Menschen trotz all ihrer Verschiedenheit gleichberechtigt am gesellschaftlichen Leben teilhaben? Wie können wir angesichts der Erfahrung unseres begrenzten und verletzlichen Lebens ein solidarisches Miteinander entwickeln? Mit dem Wort Inklusion wird ein Paradigmenwechsel

markiert. Es geht nicht mehr um die Integration einer kleinen abweichenden Minderheitsgruppe in die »normale« Mehrheit. Vielmehr soll die Gemeinschaft so gestaltet werden, dass niemand aufgrund seiner Andersartigkeit herausfällt oder ausgegrenzt wird. Der Weg dahin ist lang. Die Kontroverse, ob und unter welchen Voraussetzungen Inklusion gelingen kann, ist in vollem Gange. Die Unterscheidung von »Letztem« und »Vorletztem« kann hier vor verfehlter Euphorie wie vor Resignation bewahren. Veränderungen brauchen Zeit und Ressourcen. **Wer Inklusion allerdings als Sparmodell missversteht, verspielt die Chancen, die in dem begonnenen Paradigmenwechsel liegen ...“** (Hervorh. d. Red.)

aus: Es ist normal, verschieden zu sein. Inklusion leben in Kirche und Gesellschaft. Eine Orientierungshilfe des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Gütersloher Verlagshaus, 2014, ISBN 978-3-579-05975-4, S. 39.

Ja zu Bayern als Zufluchtsland

Für eine Neuorientierung in der Flüchtlingspolitik hat die Mitgliederversammlung der Diakonie Bayern im Herbst 2014 in Nürnberg plädiert. Sie nimmt in ihrem Plädoyer Stellung zu den akuten Problemen im Freistaat und formuliert klare Erwartungen sowohl an die Politik als auch an die Gesellschaft.

In dem von den Mitgliedern der Diakonie Bayern einstimmig verabschiedeten Papier fordert der zweitgrößte bayerische Wohlfahrtsverband, den Freistaat endlich als Zufluchtsland anzuerkennen. Im Papier heißt es unter anderem: „Bayern kann keine isolierte Insel sein, die sich die Probleme anderer Völker so weit wie möglich vom Leib hält und nur notgedrungen ein humanitäres Pflichtsoll erfüllt.“ Es nütze nichts, die Augen vor der Dimension der Herausforderung zu verschließen, nur halbherzig und kurzfristig auf die jeweils dringendsten Notlagen zu reagieren oder sich der Illusion hinzugeben, die Lage

würde sich bald ändern. „Bayern und seine zivilgesellschaftlichen Kräfte haben genügend Ressourcen und Ideen, um auch einer größeren Zahl von Neuankömmlingen einen guten Start und eine gelingende Integration zu ermöglichen.“

In ihrem Plädoyer fordern die Mitglieder der Diakonie Bayern, Flüchtlinge zugleich als Hoffnungsträger zu sehen, nämlich „als Menschen mit Fähigkeiten und dem Erfahrungsschatz anderer Kulturen, die das Leben in unserem Land bereichern und ihren Beitrag für die Gesellschaft von morgen, für einen

ausgewogenen Altersaufbau und gegen den drohenden Fachkräftemangel leisten können.“ Dies erfordere von der Politik vorausschauendes Handeln und auch erhebliche Finanzmittel in vielen Bereichen – von den Kindertagesstätten bis zur Berufsausbildung, von der Gesundheitsversorgung bis zum Wohnungsmarkt.

Die Mitgliederversammlung der Diakonie Bayern kommt einmal jährlich in Nürnberg zusammen. Sie vertritt über 1.300 Mitglieder mit über 83.000 Mitarbeitenden im ganzen Freistaat. ■

Ja, wir sind ein Zufluchtsland

Plädoyer für eine Neuorientierung

Bereits zum vierten Mal seit dem Zweiten Weltkrieg wird Bayern zu einer Zuflucht für eine große Zahl von Menschen: Nach 1945 kamen Schlesier und Sudetendeutsche, ab 1970 Siebenbürger und Russlanddeutsche, in den 90er Jahren bosnische Flüchtlinge. Seit 2012 hat ein neuer Zustrom von Flüchtlingen aus Nordafrika, dem Nahen und Mittleren Osten und dem Balkan eingesetzt. Noch schwanken Gesellschaft und Politik zwischen Hilfsbereitschaft und Ablehnung.

Als Diakonie plädieren wir dafür, dass sich die Bürgerinnen und Bürger Bayerns und alle Verantwortlichen in unserer Gesellschaft eindeutig zu einer neuen Haltung zu bekennen: Ja, wir sind ein Zufluchtsland.

Dieses Ja beinhaltet:

1. Ja, es ist richtig und gut, dass wir Zuflucht bieten für Menschen, die aus Not und Gefahr zu uns kommen. Das entspricht der christlichen Prägung, der Geschichte und dem freiheitlichen Grundverständnis Bayerns: Der Freistaat ist prädestiniert dafür, eine Freistatt für Bedrängte zu sein.

Nein, Bayern kann keine isolierte Insel sein, die sich die Probleme anderer Völker so weit wie möglich vom Leib hält und nur notgedrungen ein humanitäres Pflichtsoll erfüllt.

2. Ja, wir sehen Flüchtlinge zugleich als Hoffnungsträger: als Menschen mit Fähigkeiten und dem Erfahrungsschatz anderer Kulturen, die das Leben in unserem Land bereichern und ihren Beitrag für die Gesellschaft von morgen, für einen ausgewogenen Altersaufbau und gegen den drohenden Fachkräftemangel leisten können.

Nein, wir sehen durch die Zufluchtssuchenden keineswegs die Identität unseres Landes und unserer Kultur bedroht und haben keine Angst vor Veränderungen, die sich durch ihre Aufnahme ergeben werden.

3. Ja, wir nehmen die Herausforderung an, für die Aufnahme einer größeren Zahl von Schutzsuchenden bereit zu werden. Sie erfordert vorausschauendes Handeln und erhebliche Finanzmittel in vielen Bereichen – von den Kindertagesstätten bis zur Berufsausbildung, von der Gesundheitsversorgung bis zum Wohnungsmarkt. Diese Mittel sind zugleich Investitionen in die Zukunft unseres Landes.

Nein, es nützt nichts, die Augen vor der Dimension der Herausforderung zu verschließen, nur halbherzig und kurzfristig auf die jeweils dringendsten Notlagen zu reagieren oder sich der Illusion hinzugeben, die Lage würde sich bald ändern.

4. Ja, alle müssen zusammenhelfen. Um eine größere Zahl von Flüchtlingen aufzunehmen, braucht es das entschlossene Zusammenwirken aller Akteure: Staatliche und kommunale Stellen, Kirchen und Verbände, Wirtschaft und Gewerkschaften, Initiativen und Vereine, und nicht zuletzt die Medien. Jeder Bereich kann und muss seinen Beitrag leisten.

Nein, es ist keine Zeit mehr für das Abschieben von Verantwortung auf andere Akteure oder für das St. Floriansprinzip: Hauptsache nicht bei uns.

5. Ja, es braucht ein Willkommen von Anfang an und die dafür nötigen Rahmenbedingungen.

Die Integration von Flüchtlingen wird umso besser gelingen, je früher die Unterstützung einsetzt: Menschenwürdige Unterbringung, gesundheitliche Versorgung, Beratung, Deutschkurse, Arbeitserlaubnisse, Ausbildungsmöglichkeiten, Anerkennung ausländischer Abschlüsse, private Wohnmöglichkeiten und Bewegungsfreiheit. Ziel muss es sein, dass Zuwanderer baldmöglichst für sich selber sorgen können.

Nein, es ist die falsche Strategie, den Zufluchtssuchenden den Aufenthalt möglichst unattraktiv zu machen, sie jahrelang in Gemeinschaftsunterkünften festzuhalten oder ihnen die Arbeitsaufnahme zu verwehren.

6. Ja, wir können diese Herausforderung meistern, so wie auch frühere Generationen die Zuwanderungsbewegungen ihrer Zeit bewältigt haben. Bayern und seine zivilgesellschaftlichen Kräfte haben genügend Ressourcen und Ideen, um auch einer größeren Zahl von Neuankömmlingen einen guten Start und eine gelingende Integration zu ermöglichen.

Nein, eine „das-Boot-ist-voll“-Rhetorik entspricht nicht unseren wahren Möglichkeiten. Wir lehnen es ab, scheinbare Belastungsgrenzen zu postulieren, wo es oft nur am Willen mangelt.

7. Ja, in allen diesen Fragen sehen wir uns in Diakonie und Kirche besonders gefordert, weil die Hilfe für Notleidende und Schutzsuchende zum Herzstück christlicher Glaubenspraxis gehört.

Beschlossen von der Mitgliederversammlung des Diakonischen Werks Bayern am 14.10.14 in Nürnberg

Ludwig Selzam

Unbürokratisch mehr Personal für Flüchtlingskinder in Kitas!

Der Evangelische KITA-Verband Bayern unterstützt die Forderung des Katholischen Verbandes nach zusätzlicher Förderung.

Nach Schätzungen des Bayerischen Sozialministeriums vom Februar dieses Jahres werden derzeit in Bayern ca. 2600 Flüchtlingskinder in Kindertageseinrichtungen betreut. „Kinder von Asylbewerbern haben nach dem Auszug aus der Erstaufnahme vom vollendeten ersten Lebensjahr bis zur Einschulung einen Rechtsanspruch auf einen Betreuungsplatz“, stellt Frau Staatsministerin Emilia Müller in einer Presseerklärung klar. Unsere Kindertagesstätten vor Ort zeigen eine große Bereitschaft, diese Kinder aufzunehmen, nicht weil es einen Rechtsanspruch gibt, sondern weil wir nicht nur von einer Kultur des Willkommenseins reden, sondern sie auch leben wollen.

Leider ist dies vor Ort nicht ganz einfach. Das entsprechende Personal muss schnell gefunden werden. Damit es zu keinem Förderrisiko kommt, gestattet das Ministerium nun, dass für die Zeit von drei Monaten „vom förderrelevanten Anstellungsschlüssel“ abgewichen werden kann, wenn man diese Kinder aufnimmt. Die Verschlechterung des Anstellungsschlüssels ist eine Lösung, die neue Probleme schafft. Eine qualifizierte Betreuung und vor allem auch ein frühzeitiger Spracherwerb für die bei uns Schutzsuchenden Kinder bedürfen einer erheblichen Personalintensivierung. Viele der Kinder sind

schwer traumatisiert. Sie sprechen Sprachen, die uns fremd sind, Übersetzer sind notwendig. Die Begleitung gruppendynamischer Prozesse ist eine besondere Herausforderung, um allen Kindern in der Kita gerecht zu werden. Mit den Vorgaben des BayKiBiG ist dies nicht zu finanzieren.

Wir unterstützen daher die Forderung des Verbandes katholischer Kindertageseinrichtungen Bayern nach finanziellen Sofortmaßnahmen für Kitas mit Flüchtlingskindern. Damit soll insbesondere eine zusätzliche Fachkraft für die betroffenen Kindertageseinrichtungen finanziert werden, die nicht an die Buchungszeiten der Kinder gekoppelt ist.

Es gibt Situationen, da muss man ein gesetzliches Fördersystem auch einmal durchbrechen, damit man den Kindern gerecht wird. Für diese Kinder brauchen wir mehr Zeit, nicht nur damit sie die Sprache lernen, die in dem für sie neuen Land Deutschland gesprochen wird. Wir brauchen mehr Zeit, um diesen Kindern gerecht zu werden. ■



Ludwig Selzam

ist Vorstand des Evangelischen KITA-Verbands Bayern.

Birgit Löwe

Familienpakt Bayern

Die Ministerin ging. Der Pakt bleibt.
Aber doch nicht so, oder?

In seiner Regierungserklärung im Oktober 2013 hat Ministerpräsident Seehofer einen Familienpakt, der zwischen der Bayerischen Staatsregierung und der bayerischen Wirtschaft geschlossen werden sollte, angekündigt. Eine gute Sache, so haben Diakonie Bayern und die Evangelische Aktionsgemeinschaft für Familienfragen Bayern (eaf bayern) gedacht. Eine gute Sache, denn Familien brauchen – gerade wenn es um Fragen der Vereinbarkeit von Beruf und Familie geht – die Solidarität und Unterstützung aller.

Die Verantwortlichkeit für den Familienpakt wurde in der Staatskanzlei angesiedelt. Warum nicht, haben wir uns gesagt. Schließlich sind Fragen der Vereinbarkeit klassische Querschnittsfragen. Diese betreffen neben dem Familienministerium natürlich auch die verantwortlichen Ministerien für Finanzen, Wirtschaft, Bildung, Gesundheit, um nur einige zu nennen. Und die Ansiedelung im Chefministerium hätte ja fast wegweisend und im Sinne eines gelingenden Familienpaktes sein können. Und die damalige Ministerin Christine Haderthauer hatte als Sozialministerin ja auch – zumindest meistens – die Familien und deren Belange im Blick.

Gut, haben wir gesagt. Sinnvolles kann sich mit dem Familienpakt entwickeln. Wir selbst haben zwei Dinge auf den Weg gebracht. Als Diakonie Bayern haben wir unsere Mitarbeit angeboten, denn schließlich sind wir erfahren in der Umsetzung von familienbezogenen Maßnahmen, haben zur Förderung der Familienfreundlichkeit bei unseren Mitgliedern ein eigenes Diakonie-Gütesiegel Familienorientierung entwickelt und sind mit ca. 80.000 Mitarbeitenden in Bayern eine ernst zu nehmende Wirtschaftspartnerin.

Als eaf bayern gelang es uns gemeinsam mit dem Familienbund der Katholiken in Bayern, dem Deutschen Familienverband in Bayern und den Partnerinnen/Partnern im Bayerischen Sozialministerium eine Beschlusslage des Landesbeirates für Familienfragen in seiner Sitzung im Frühjahr 2014 herbeizuführen, mit der wir die Kompetenzen der Familienverbände für die Arbeit eines Familienpaktes anboten und unsere Mitarbeit forderten. Denn schließlich – so meinten zumin-

dest die Familienverbände – hätte ein Familienpakt ja auch etwas mit Familien zu tun.

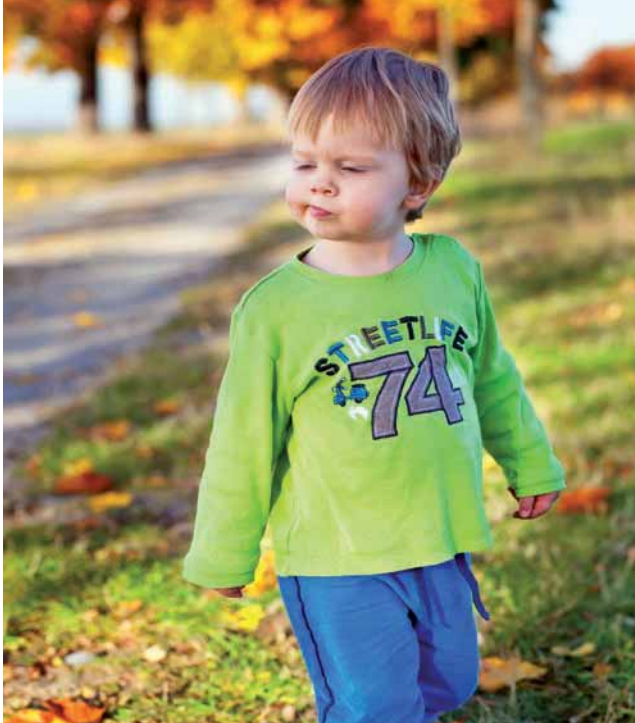
So weit die mehr oder minder erfreuliche Vorgeschichte. Daraufhin folgte monatelanges Schweigen. Aus gut unterrichteten Kreisen war zu hören, dass an einem Familienpakt gearbeitet werden würde. Beteiligung? Ja, aber alles zu seiner Zeit. Mitarbeit? Ja, aber alles zu seiner Zeit. Bedarfslagen der Familien bzw. von Mitarbeitenden einbeziehen? Ja, aber alles zu seiner Zeit. Und dann war die Zeit reif: Die Vertretungen des Verbandes der bayerischen Wirtschaft, des Bayerischen Industrie- und Handelskammertages, des Bayerischen Handwerkstages sowie der bayerische Ministerpräsident unterzeichneten am 22. Juli 2014 – zur Überraschung der Fachwelt – den Familienpakt Bayern. Ziel sollte sein, die Arbeitswelt in Bayern noch familienfreundlicher zu machen und die Vereinbarkeit zwischen Familien und beruflichem Erfolg weiter zu verbessern. Für die Vertragspartner/-innen ist Familienorientierung allen voran ein wichtiges Wettbewerbskriterium im Rahmen der Mitarbeitengewinnung und -bindung. Sie verpflichten sich, in ihren jeweiligen Verantwortungsbereichen diese – aufgrund der jeweils vorhandenen Bedarfslagen – voranzutreiben.

Kern des Familienpaktes sind folgende Selbstverpflichtungen:

- Strukturelle Unterstützung bei der Kinderbetreuung und bei Pflegesituationen
- Bessere Anpassung der Arbeitswelt an die Familienbedürfnisse
- Anerkennung, dass die Zeit in Familien eine Kompetenz für den Beruf ist
- Information, Beratung und Vernetzung von Unternehmen

Klingt alles gut. Klingt alles logisch. Allerdings ist der Familienpakt insgesamt wenig konkret und verbindlich. Und damit stellt sich allen voran die Frage, welche Wirkung würde er für Bayern entfalten können.

Unspezifisch wurden viele, wurden alle zum Beitritt in den Familienpakt aufgefordert. So auch die bayerische Diakonie und mit ihr



selbstredend die anderen Verbände der Freien und Öffentlichen Wohlfahrtspflege, sowie einschlägige Verbände bzw. Vertretungen. Allerdings ist es schwierig, einen Beitritt zu erklären, ohne zu wissen bzw. zu erkennen, welchen Beitritt man erklärt und was mit der Erklärung verbunden sein wird. Und nur nebenbei sei noch erwähnt, der bayerischen Diakonie ist die ehemalige Staatskanzleiministerin bis heute eine Antwort schuldig geblieben. Die eaf bayern konnte immerhin aus dem offiziellen Antwortschreiben erfahren, dass die damalige Ministerin getreu dem Auftrag einen Pakt mit der Wirtschaft, aber eben auch nur mit der bayerischen Wirtschaft, geschlossen hat. Die Ministerin ging. Der Pakt bleibt. Oder doch nicht. Zumindestens ist allen Beteiligten klar, so kann der Familienpakt nicht bleiben. Und man weiß auch gar nicht mehr, ob noch alle Paktpartner/innen an Bord sind. Wir meinen, so wird der Familienpakt kaum etwas, schon gar nichts für Familien, austragen.

Also, zurück auf Los ... oder wie aus dem Familienpakt noch eine gute Sache werden könnte:

- Die Bayerische Staatsregierung erklärt den politischen Willen, Verbesserungen für die Vereinbarkeit von beruflichen und familiären Belangen auf den Weg zu bringen, und stellt sowohl für die Entwicklung entsprechender Maßnahmen, aber auch zu dessen Umsetzung Personal- und Finanzmittel zur Verfügung.
- Eine einzusetzende interministerielle Arbeitsgruppe unter der Federführung des Sozialministeriums entwickelt das Konzept des Familienpaktes – unter den Aspekten: Akzeptanz, Beteiligung, Kooperation, Nachhaltigkeit, Finanzierung – stringent weiter.
- Alle relevanten Organisationen, die zur Wirtschaftskraft Bayerns beitragen – vom Verband der bayerischen Wirtschaft bis hin zu den Verbänden der freien Wohlfahrtspflege –, werden an dem Prozess adäquat beteiligt.
- Die Expertise der Familien findet in der Weiterentwicklung Berücksichtigung.

Wir gehen davon aus, so könnte nicht nur noch eine gute Sache aus dem Familienpakt werden, sondern ein breit getragener Konsens geschaffen werden, der für die Familien in Bayern und deren Vereinbarkeit von familiären und beruflichen Belangen etwas austrägt. ■



Birgit Löwe

ist Vorstandsmitglied der Diakonie Bayern und Vorsitzende der eaf bayern.

Der Evangelische KITA-Verband Bayern ist Mitglied der eaf bayern und derzeit im Vorstand vertreten.

Es ist normal, verschieden zu sein

„Mit einer Beteiligungsquote von 75 Prozent aller Kinder mit (drohender) Behinderung am Regelsystem ist die Kindertagesbetreuung Vorreiterin einer inklusiven Bildung, Erziehung und Betreuung im deutschen Bildungssystem. Kritisch zu hinterfragen sind hierbei jedoch die regionalen Disparitäten, die sowohl in der Ausgestaltung der Rahmenbedingungen als auch in der sogenannten Integrations- bzw. Inklusionsrate deutlich werden: Die Bildungsbedingungen für Kinder mit besonderem Förderbedarf variieren landesspezi-

fisch massiv, die Regelungen in den Landesausführungsgesetzen und Verwaltungsrichtlinien sind nicht vergleichbar und führen im Ergebnis dazu, dass die Betreuungsquote dieser Kinder in integrativen Regeleinrichtungen zwischen 42 Prozent (z. B. Baden-Württemberg) und 100 Prozent (z. B. Sachsen-Anhalt) auseinanderklaffen und die Rahmenbedingungen der Bildungs- und Betreuungssituation nicht nur zwischen den Bundesländern, sondern bis auf die kommunale Ebene hinab differieren.“

Anzumerken sind an dieser Stelle mit Blick auf Bayern:

- die Abhängigkeit staatlicher Förderung von Verwaltungsvollzügen der bayerischen Bezirke
- die Unterschiedlichkeit bayerischer Bezirke bezüglich der Verfahrenspraxis, trotz eines landesweiten Rahmenvertrages
- die Möglichkeit unterschiedlicher Handhabung von Kommu-

ne zu Kommune bezüglich des Faktors x

- die nach wie vor bestehende unterschiedliche Förderung von Kindern, je nachdem ob sie in einer gesetzlich definierten „integrativen Einrichtung“ oder in einer Regeleinrichtung sind. Im Hinblick auf die allseits gewollte Disinklusion wird hier in den nächsten Jahren noch einiges zu klären sein.

aus: *Es ist normal, verschieden zu sein. Inklusion leben in Kirche und Gesellschaft. Eine Orientierungshilfe des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD)*, Gütersloher Verlagshaus, 2014, ISBN 978-3-579-05975-4, S. 99.

Prof. Dr. Iris Nentwig-Gesemann

Qualität ohne Gleichmacherei



Im Rahmen des Kita-Kongresses der ConSozial organisierte der Evangelische KITA-Verband zwei Impuls-Veranstaltungen. Hierzu wurde Frau Prof. Dr. Iris Nentwig-Gesemann eingeladen, die Studie „Schlüssel zu guter Bildung, Erziehung und Betreuung“ vorzustellen. Für die Studie hatte Prof. Dr. Nentwig-Gesemann gemeinsam mit Prof. Dr. Viernickel Fach- und Leitungskräfte in deutschen Kindertageseinrichtungen zu ihren Einstellungen und Orientierungen, zu Arbeitsweisen und -methoden sowie strukturellen Rahmenbedingungen und Zeitkontingenten befragt. Eine wichtige Kernfrage der Studie war, wie Fachkräfte mit den gestiegenen und komplexen Anforderungen an ihre Arbeit umgehen und von welchen Orientierungen sie geleitet werden.

Wertschätzung für frühpädagogische Fachkräfte muss steigen

Von Fachkräften in Kindertageseinrichtungen wird gefordert, professionell zu arbeiten und sich weiterzubilden, allerdings werden sie nicht entsprechend anerkannt und auch nötige Ressourcen werden nicht zur Verfügung gestellt. Professionell arbeiten kann man nur mit angemessenen guten Rahmenbedingungen, wenn man exzellent qualifiziert und weitergebildet ist, wenn man in hoher Eigenverantwortung arbeiten darf, wenn die eigene Fachlichkeit angemessen anerkannt, wertgeschätzt und adäquat bezahlt wird. Diese Formen der Anerkennung werden vielen Fachkräften aber verwehrt.

Mit dem quantitativen Ausbau der vorschulischen Bildung und dem Recht auf Betreuungsplätze sind wichtige Schritte getan worden – die Qualitätsfrage wurde und wird allerdings häufig vernachlässigt. Gerade im Krippenbereich drohen angesichts schlechter Fachkraft-Kind-Relationen und mangelnder Spezialisierung für diesen Bereich unhaltbare und die Entwicklung der Kinder gefährdende Zustände.

Alltäglicher Umgang mit Bildungsprogrammen

Fachkräfte in Kitas und Kitas als Organisationen müssen eigenverantwortlich agieren und einen fachlich reflektierten Umgang mit den Bildungsprogrammen und damit verbunde-

nen Methoden finden und realisieren können. Wenn sie sich als „Umsetzer“ von Vorgaben und Methoden verstehen und als solche adressiert werden, widerspricht dies schon im Kern dem Anspruch der Professionalität. Professionell wäre es, wenn Fachkräfte bzw. Teams – natürlich fachlich gut begründet – auch mal Nein sagen, wenn sie mit immer neuen Erwartungen konfrontiert werden.

Wie gehen Fachkräfte im Alltag mit dem jeweiligen Bildungsprogramm um, welche Orientierungen und Wertvorstellungen liegen dem zugrunde? Wie wirkt sich das „Umsetzungsdilemma“, der Mangel an Zeit zur praktischen Realisierung der Anforderungen aus den Bildungsprogrammen, auf die tägliche Arbeit aus?

Die befragten Fachkräfte fühlen sich häufig mit den Anforderungen alleingelassen. Die Grenzen der eigenen zeitlichen, psychischen und körperlichen Belastbarkeit werden aus ihrer Perspektive sehr oft überschritten. Die Fachkräfte erhoffen sich mehr Anerkennung und Wertschätzung – auch finanziell – und wünschen sich mehr Zeit: für die mittelbare pädagogische Arbeit, für die Vor- und Nachbereitung, für die Zusammenarbeit mit Familien.

Rolle der Leitung: Umgang mit Diversität

In den Gesprächen wurde deutlich, dass es entscheidend ist, wie Teams mit Diversität umgehen. Hier ist die Haltung der Leitung zentral: Fördert sie den offenen und manchmal auch kontroversen Diskurs über unterschiedliche Perspektiven und Arbeitsweisen im Team, rahmt sie dies als Bereicherung grundlegend positiv und unterstützt sie die gemeinsame fachliche Reflexion, kann Diversität als Herausforderung und Chance erlebt werden.

Auch im Spannungsfeld zwischen Festhalten am Bewährten und dem Wunsch nach Veränderung kommt der Leitung eine Schlüsselrolle zu. Sie muss ein Team nicht nur in seiner Diversität anerkennen und ihm zugleich eine gemeinsame fachliche Orientierung geben, sondern als Schnittstelle zum Träger ihr Team auch nach außen schützen.

Verschiedenheit verstehen

In Bezug auf den Umgang der Teams mit den Bildungsprogrammen und den an sie gerichteten Erwartungen konnten drei unterschiedliche Modi rekonstruiert werden, die helfen können, Praxis in ihrer Verschiedenheit besser zu verstehen.

- Der Typ der Wertekernbasierung ist dadurch gekennzeichnet, dass Fachkräfte die Bildungsprogramme zwar für eine Bereicherung halten, sich aber durchaus auch kritisch-reflexiv mit ihnen beschäftigen und sich das Recht auf einen eigenen fachlich begründeten Umgang mit ihnen nehmen.
- Der Typ der Umsetzungsorientierung ist dadurch gekennzeichnet, dass sich Fachkräfte sehr intensiv darum bemühen, die Umsetzung aller möglichen und immer neuer Vorgaben möglichst effizient zu erfüllen. Trotz – oder wegen – einer systematisierten (nicht selten stundenplan-ähnlichen) wöchentlichen Angebots- und Beobachtungsstruktur haben sie den Eindruck, viel zu wenig Zeit für die Begleitung und Förderung der Kinder zu haben.
- Im Typ der Distanzierung und Ablehnung stellen die aktuellen Bildungsprogramme und methodischen Anforderungen einen negativen Gegenhorizont dar. Die Fachkräfte verteidigen ihre oft langjährig eingespielte pädagogische Alltagspraxis

und erfüllen aktuelle Anforderungen nur auf der Vorderbühne.

Wertekernbasierung

In den wertekernbasierten Teams wird das jeweilige Bildungsprogramm als wichtige Anregung und Grundlage für die Arbeit eingeschätzt, bildet aber nicht den zentralen oder gar einzigen Orientierungsfokus. Die zusätzliche Orientierung – z. B. an einem reformpädagogischen Ansatz oder an einer ethisch-religiösen Grundausrichtung oder an einem übergeordneten Konzept wie Inklusion und Multikulturalität – erhöht ganz offenbar die Freiheitsgrade der Fachkräfte und stärkt ihre professionelle Selbstverantwortlichkeit.

Die wertekernbasierten Teams versuchen vor allem, den je spezifischen Bedarfen und Bedürfnissen der Kinder und Familien sowie ihren eigenen Qualitätsansprüchen und pädagogischen Werten so gut es geht gerecht zu werden. Diese Teams lassen sich ihre Praxis nicht von Bildungsprogrammen oder Rahmenbedingungen diktieren – sie schöpfen vielmehr aus ihrem Erfahrungswissen und einem pädagogisch-ethischen Wertekern.

Die Teams entwickeln so praktikable und „passgenaue“ Arbeitsmodelle; sie machen aus der Situation das Beste und könnten dies mit besseren Rahmenbedingungen noch besser!

Der Blick auf die Kinder und Familien ist in diesem Typ primär an deren Ressourcen und Stärken ausgerichtet. Das Beobachten dient v. a. dazu, die eigene Perspektive auf das Kind zu erweitern, ist eher prozessorientiert und weniger darauf ausgerichtet, den Entwicklungsstand des Kindes zu einem bestimmten Zeitpunkt, etwa einmal im Jahr zur Vorbereitung auf ein Elterngespräch, festzustellen.

Bei der Suche nach Bedingungen und Erfahrungen, die für die Wertekernbasierung „typisch“ sind, sind wir immer wieder auf die Team- und Leitungsqualität gestoßen: Die Fachkräfte haben und nutzen in ihrer Arbeit Partizipations- und Gestaltungsmöglichkeiten und erfahren dafür Anerkennung. Fundament dafür ist eine diskursive, auch Unterschiede wertschätzende Kooperation im Team und vor allem das Gefühl, von der Leitung und dem Träger bei der Entwicklung und

Umsetzung eines eigenen Profils unterstützt zu werden.

Umsetzungsorientierter Modus

Die Umsetzungsorientierung ist sehr häufig damit verbunden, dass die Leitungen sehr anspruchsvoll sind und von ihren Teams eine möglichst vorbildhafte Umsetzung der Bildungsprogramme erwarten. Niemand soll Nein sagen, wenn immer neue Projekte und Methoden in die Kitas hineinfluten. Da die Fachkräfte sich selbst unter einen hohen Erfolgs- und Selbsterwartungsdruck stellen, verstärkt ein hoher Erwartungsdruck vonseiten der Leitung das Gefühl, „getrieben“ zu sein und nie genug zu leisten.

Hier ginge es nicht nur um bessere Rahmenbedingungen, sondern darum, die Teams im Vertrauen auf ihre pädagogische Reflexivität und Eigenverantwortung zu bestärken und es ginge auch um Entschleunigung, um wieder zu erkennen zu können, was die Kinder und Familien wirklich brauchen. Druck, „bis man nicht mehr kann“, wie ein Team dies formuliert, ist sicher keine gute Grundlage, um sich aufmerksam auf die Bildungsbegleitung der Kinder einlassen zu können und selbst gesund zu bleiben.

Distanzierung und Ablehnung

Ein Weg, mit der Überforderung durch immer mehr und größere Anforderungen an die Professionalität umzugehen, ist offensichtlich, diese abzuwerten und an traditionellen Arbeitsformen und gewohnten Orientierungs- und Handlungsmustern festzuhalten. Die Kolleginnen und Kollegen geben sich gegenseitig emotionale Sicherheit, beschwören ihre Solidarität gegenüber den Zumutungen und immer höheren Erwartungen von außen und schützen sich damit gegen Veränderungsprozesse. Kontroverse fachliche Standpunkte (auch wenn es diese gibt) werden nicht offen thematisiert, um den Zusammenhalt nicht zu gefährden. In diesem Kontext tragen die Kohäsionskräfte eines Teams nicht dazu bei, einen kritischen, diskursiven, reflektierten und fachlich begründeten – im besten Sinne des Wortes professionellen – pädagogischen Arbeitsmodus zu entwickeln. Wenn das „Team stimmt“, dann stimmt der Rest eben nicht immer und automatisch!

Die Distanzierung der Fachkräfte ist häufig vor allem ein Ruf nach mehr fachlicher

Schwerpunkt

Begleitung, Beratung und Unterstützung. Hier wäre also besonders in die Beratung zu investieren und vor allem in eine grundlegende Arbeit an der professionellen Haltung.

Professionalisierung absichern

Wenn Teams sich als aktiv und handlungsfähig wahrnehmen, wenn sie den Eindruck haben, an wesentlichen Entscheidungen und Prozessen in ihrer Kita verantwortlich mitwirken zu können, ist dies eine gute Basis dafür, dass sie einen kritisch-diskursiven und reflexiven Zugang zu den Bildungsplänen entwickeln und damit dem Anspruch auf Professionalität tatsächlich gerecht werden.

Ermöglicht, fördert und begleitet die Leitung kritisch-diskursive Teamentwicklungsprozesse, dann trägt dies wesentlich dazu bei, dass sich Teams einen eigenen Zugang zu den Bildungsprogrammen erarbeiten, verschiedene Wege erproben und reflektieren und so zu einer pädagogisch-fachlich begründeten Praxis kommen, die sich nicht im Abarbeiten programmatischer Vorgaben erschöpft. Wird die Leitung nur als eine im Alltag abwesende Organisationsmanagerin wahrgenommen oder agiert sie sogar wie ein Teammitglied ohne leitende Impulse, stagnieren Professionalisierungs- und Qualitätsentwicklungsprozesse.

Die Arbeit an der professionellen Haltung, die Fundierung pädagogischer Praxis nicht in Plänen, Programmen und Methoden, sondern in reflektiertem frühpädagogischem Theorie- und Erfahrungswissen sollte viel stärker im Zentrum von Studium, Aus- und Weiterbildung stehen. Die Entwicklung der Frühpädagogik hin zu einer Profession – mit entsprechend hoher formaler Qualifizierung, Eigenverantwortung, Entlohnung und Anerkennung – muss konsequent weiter vorangetrieben werden.

Qualitätsentwicklung „von oben“, die auf Standardisierung und „Schema F“ setzt, ist kontraproduktiv – so wie nicht für jedes Kind dasselbe „gut“ ist, so ist auch nicht für jede Kita in jedem sozialen Umfeld dasselbe gut,

richtig, machbar und „passend“ zur Klientel. Dies spricht nicht gegen eine verbindliche Festlegung von grundlegenden und durch Forschung abgesicherten allgemeinen Qualitätsstandards, z. B. in Bezug auf eine angemessene Fachkraft-Kind-Relation. Qualitätsentwicklungsprozesse müssen aus Teams heraus, von Teams selbst – und zwar in einem fachlich begleiteten partizipativen Prozess – gestaltet werden.

Frühpädagogische Fachkräfte brauchen Unterstützung von sehr guter Aus- und Weiterbildung, von exzellent qualifizierten und vor allem für die pädagogische Arbeit verantwortlichen Leitungskräften, von Trägern, Fachberatung und Supervision, und vor allem brauchen sie Anerkennung von Gesellschaft und Politik für ihre anspruchsvollen und verantwortungsvollen Arbeit. ■

Gekürzter Vortrag von Prof. Dr. Iris Nentwig-Gesemann anlässlich der Impulsveranstaltungen des Evangelischen KITA-Verbands Bayern auf der ConSozial.

Zusammengefasst von Monika Brinkmüller, Referentin für Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit beim Evangelischen KITA-Verband Bayern.



Die Studie kann im Internet heruntergeladen oder bestellt werden: „Schlüssel zu guter Bildung“

www.diakonie.de/forschungsbericht-schlüssel-zu-guter-bildung-erziehung-11997.html

Auszüge aus einem Gespräch von Ludwig Selzam mit Prof. Dr. Iris Nentwig-Gesemann

Stellen Sie sich einmal vor, Sie kämen neu als Leitung in eine Einrichtung und finden ein Team vor, das sagt: „Oh – das sollen wir auch noch alles machen? Das ist Zu viel, das macht keinen Sinn, wir sind schon gut genug ...“. Was tun Sie, damit sich das ändert?

Was ich wahrscheinlich am meisten lernen müsste, ist, geduldiger zu sein. Denn manchmal habe ich den Eindruck: Der Fortschritt ist eine Schnecke. Aber er muss auch eine Schnecke sein. Man muss den Menschen, mit denen man arbeitet, Zeit lassen. Ich würde mir selber auftragen, geduldig zu sein und erst mal zu verstehen, was dieses Team denn umtreibt. Was für Erfahrungen und Orientierungen haben die Mitarbeitenden und warum sind sie zu diesen Einschätzungen gekommen? Dann würde ich mit dem Team zusammen überlegen, wo das Team denn hinwill. Was sind denn kleine Schritte der Veränderung, die sie gehen wollen? Ich glaube, einen anderen Weg gibt es nicht.

Angenommen, Sie hätten als Professorin mit Politikern vom Typ 2 – also umsetzungsorientiert – zu tun: „Dies muss noch gemacht werden, das muss noch gemacht werden...“. Jeder Politiker wird wiedergewählt wenn er sagt: „Ich tue etwas für die Qualität.“ Ob dann das Geld entsprechend fließt, spielt



keine Rolle. Und dann werden noch Qualitätsmesser in die Einrichtungen geschickt und Skalen erstellt, damit ganz klar ist: Das ist der Stand, das muss besser werden. Und jetzt Ihr liebevoller Blick ...

Die Initiative eines Bundeskitagesetzes, die Qualitätsoffensive ... das alles, kann man sagen, ist ein Strang. Und ich finde es gut, dass dieser Strang überhaupt mal verfolgt wird. Wenn wir Eckpfeiler der Strukturqualität bundesweit festgelegt würden und es wäre gewährleistet, dass die Länder, Kommunen und Träger auch die Finanzen hätten, das umzusetzen, und wenn wir dann Standards hätten wie: Das Personal muss eine bestimmte Qualifizierung haben, es müssen überhaupt qualifizierte Kräfte in den Einrichtungen sein – also Erzieherinnen aufwärts, ich bin da relativ radikal –, der Fachkraft-Kind-Schlüssel ist verbindlich festgelegt, es gibt verbindliche Zeiten für mittelbare pädagogische Arbeit und es gibt eine Freistellung für Leitungen. Dann wäre ich total dankbar. Aber: Familienministerin Schwesig hat in einem Interview gesagt, man wolle Qualität einheitlich regeln. Das kann man nicht. Man kann Qualität nicht einheitlich regeln, weil es die einheitliche Qualität nicht gibt! Qualitätsentwicklung funktioniert nicht von oben nach unten, sondern funktioniert nur aus den Teams heraus. Das kostet Zeit und das kostet auch Geld, weil man dann nämlich Weiterbildung, Fachberater braucht, die kontinuierlich mit einem Team arbeiten, und Leiterinnen, die das können und Zeit dafür haben, die mit einem Team kontinuierlich Qualitätsentwicklung zu machen. So entsteht Qualität, und zwar vielfältige Qualität und kein Einheitsbrei. Ich glaube, in der Pädagogik wird Qualität nicht durch Einheitlichkeit erreicht.

Würden Sie sagen, Individualisierung statt Standardisierung?

Ja, wenn man das überträgt von der Arbeit mit den Kindern. Mittlerweile hat sich das Bildungsverständnis durchgesetzt, dass Bildungsprozesse individualisiert begleitet werden müssen. Ich bin der festen Überzeugung, dass das auch für Organisationen gilt. Man muss das organisationspezifisch machen und in der Organisation muss die Leitung auch noch individualisiert die Kompetenzentwicklung ihrer einzelnen Mitarbeiter begleiten. Also auch auf der Ebene, glaube ich, kann

es nur so funktionieren, dass jeder in seinen Stärken und Ressourcen sich maximal entfalten kann und auch gefordert wird in einer Einrichtung.

Sie sehen die Verantwortung und die Steuerung von Qualitätsentwicklung schon bei der Leitung. Habe ich das richtig verstanden?

Ich mache ja gerade eine Folgestudie zum Thema Leitung: Es gibt die Leiterinnen, die auch noch sehr viel im Gruppendienst sind. Ich war jetzt in Sachsen-Anhalt und ich konnte es eigentlich gar nicht glauben – mit 10 Leitungen und 9 davon haben zum Teil Einrichtungen mit 150, mit 180 Kindern, die sind nicht freigestellt, die sind noch im Gruppendienst. Und haben dann natürlich auch die Identität: Ich bin Erzieherin im Gruppendienst. Dann sind sie – und so werden sie auch von vielen Trägern adressiert – eigentlich Verwaltungsangestellte. Die füllen Listen aus und sind Stunden beschäftigt mit verwaltungstechnischen Aufgaben. Das sind aber Pädagoginnen. Hoch qualifizierte, erfahrene Pädagoginnen. Für die kontinuierlich fachliche Beratung und Begleitung ihrer Teams haben die dann keine Zeit. Ich glaube, dass man das Profil von Leitungen ganz neu aufstellen müsste und sie völlig entlasten müsste von bestimmten Aufgaben, die auch eine Verwaltungssekretärin machen kann.

Sie haben vorhin gesagt, Begleitung des Teams von außen wäre hilfreich. Wieso braucht man in diesem Bereich im Alltag Begleitung? Was tut das für die Qualität?

Jeder – auch wir als Pädagogen – ist in seine Alltagspraxis verstrickt. Wir sind das Instrument unserer Arbeit, das heißt, wir müssen immer wieder auch ein Stück weit zurücktreten, unsere eigene Arbeit – damit uns selbst – in den Blick nehmen und reflektieren. Und wenn man das immer nur mit sich alleine macht, dann kreist man immer nur in seinen eigenen Gedanken. Also braucht man Intervention im Team. Ein Team muss eine Kultur entwickeln. Dafür braucht es Zeit, regelmäßig nicht über das nächste Laternenfest zu reden, sondern über Fälle, über Situationen, über Dilemmata. Was kann ich besser machen? Was hat eigentlich da nicht funktioniert? Dann braucht man eine Leitung, die solche Prozesse begleiten kann. Aber alles will man nicht mit der Leiterin besprechen. Dafür

brauche ich Fachberatung. Ich finde auch, es müsste für alle Erzieherinnen und Erzieher die Möglichkeit geben, Supervision in Anspruch zu nehmen.

Sie haben ja gesagt, dass wir in dem Bereich „Kinder unter 3 Jahren“ unhaltbare Zustände bekommen, wenn wir so weitermachen. Was sind unhaltbare Zustände?

Wir wissen aus der frühpädagogischen Forschung, aus der Bindungsforschung, dass für die unter 1-Jährigen ein Schlüssel von 1:2 und für die unter 3-jährigen von 1:3 eigentlich der Schlüssel ist, mit dem man wirklich gewährleisten kann, dass die Kinder sich optimal entwickeln können. Ich weiß, viele von Ihnen arbeiten mit 4 oder 5 Kindern – und ich bewundere immer die Fachkräfte, die es trotzdem schaffen, eine gute Beziehungsqualität zu den Kindern aufrechtzuerhalten – aber das geht eben auch an die eigenen Kräfte. Die meisten Fachkräfte leiden ja auch darunter, weil sie auch merken, sie werden natürlich den einzelnen Kindern nicht gerecht.

Es ist meiner Meinung nach auch ein Unding, dass an manchen Fachschulen und auch in vielen Hochschulstudiengängen die unter 3-Jährigen in der Ausbildung eigentlich nicht vorkommen. Wie soll ich denn lernen, kompetent, professionell damit zu arbeiten, wenn ich in meiner Ausbildung nie davon gehört habe? Und diese Schnellqualifizierung, also dass man denkt, ach, so ein bisschen Wickeln, da können wir jetzt mal jemanden in ein paar Tagen oder vielleicht Wochen weiterqualifizieren, dann kann der schon mit den Kleinsten arbeiten ... Das mögen ja im Einzelfall ganz liebevolle Menschen sein, aber es geht ja nicht um den Einzelfall, sondern um das Prinzip.

Ich bin wirklich eine Verfechterin davon, dass Kinder auch früh in Einrichtungen gehen, weil es ihnen guttut für ihre Entwicklung. Aber wenn es so weitergeht, dann werden in drei, vier, fünf Jahren diejenigen Recht haben, die jetzt schon sagen, dass es eigentlich ganz schlecht für Kinder ist, früh in Einrichtungen zu gehen. Und das macht mich auch so zornig – denn die werden dann Recht haben. Aber nicht, weil sie an sich Recht haben, sondern weil wir nicht für gute Qualität sorgen!

Schwerpunkt

Wir haben in Bayern einen Kindergarten, der ist 176 Jahre alt. Der wurde als Bewahranstalt gegründet. Am Begriff wird schon deutlich: Das war ein völlig anderer Fachkräfteschlüssel und eine völlig andere Finanzierung. Damals gab es noch keine staatliche Finanzierung. Brauchen wir in unserer Gesellschaft mehr Geld dafür und wo sollen wir es denn hernehmen? Wären Sie bereit, mehr Steuern zu zahlen, damit das funktioniert?

Ich hätte damit überhaupt keine Probleme, wenn es an der richtigen Stelle landet. Wenn es wirklich in den Kitas landet, bei den Fachkräften, die besser bezahlt werden müssen, und nicht für irgendwelchen Unsinn ausgegeben wird. Ich kann Ihnen ein Beispiel sagen. Wir hätten unseren Studiengang verdoppeln können. Frau Scheres hat uns

sogar unterstützt dabei: also doppelt so viele Fachkräfte ausbilden. Das ist daran gescheitert, dass der Flughafen so teuer ist. Da finde ich, da geht doch irgendwas völlig schief in dieser Gesellschaft.

Was ist jetzt schon wunderbar?

Es gibt schon viel, was jetzt schon wunderbar ist. Ich bin ja viel in Einrichtungen und ich bin häufig davon berührt, wie wunderbare Arbeit geleistet wird. Ich hatte dieses Schlüsselerlebnis: Ich war vor 2 Wochen zum Praxisbesuch. Da ist ein junger Student, der bei uns gelernt hat, naturwissenschaftlich zu experimentieren. Das hat er in seinem Praktikum mit den Kindern gemacht. Und dann war da eine Erzieherin, 60, 62 Jahre, die sagte mir: „Wissen Sie, das ist so toll, was der macht. Ich habe immer ganz genau hingeguckt, ich habe mir das aufgeschrieben, das mache ich jetzt auch.“ Und dann nahm sie mich beiseite und sagte: „Aber wickeln konnte er ja noch nicht.“ Da habe ich gesagt: „Genau deswegen ist er hier, denn das können wir an der Hochschule nicht

leisten“. Und er strahlte, und sie strahlte. Und da habe ich mich gefreut: Da ist jemand, die hat vielleicht noch 3 Jahre bis zur Rente, die ist immer noch voller Enthusiasmus und die findet es toll, dass sie da beiläufig etwas lernen kann, was sie in ihrer Ausbildung nicht gelernt hat. Dann freue ich mich und denke: solche Fachkräfte, die sich auf etwas einlassen können und die jemanden, der noch nicht wickeln kann, wirklich wertschätzen und anerkennen, in dem, was er kann. Wenn das so funktioniert, dann glaube ich entwickelt sich gute Qualität.

In dieser ganzen Diskussion entsteht ja manchmal das Bild: Alles werden, bloß nicht Erzieherin, Erzieher, und das wäre ein falsches Bild. Denn was Sie tun – und da geben Sie mir vielleicht recht –, das verändert letztendlich unsere Welt. Das ist ein wunderbarer Beruf. Und dafür müssen wir kämpfen, in der Wissenschaft und wir hier in den Verbänden, im Lobbying – und das können wir Ihnen an dieser Stelle zusagen. ■

Es ist normal, verschieden zu sein

Eine nicht nur akademische Debatte unter Theologen

Karl Barth und Heinrich Vogel traten in der Diskussion um das Rätsel des Leidens, das die schwerbehinderte Tochter Vogels zu tragen hatte, aus dem akademischen Raum heraus. Vogel vertrat die Hoffnung, seine Tochter werde im Reich Gottes keine Behinderung mehr haben. Für Barth klang das so, als habe Gott einen Fehler gemacht, den er später korrigieren müsste. Er hielt Vogel entgegen: »Ist es nicht eine viel schönere und kräftigere Hoffnung, dass dort das offenbar wird, was wir jetzt so gar nicht verstehen – nämlich, dass dieses Leben nicht vergeblich war, weil Gott nicht umsonst zu ihm gesprochen hat: Gerade dich habe ich geliebt!«¹⁴

¹⁴Nach Eberhard Busch: Glaubensheiterkeit. Karl Barth – Erfahrungen und Begegnungen, Neukirchen-Vluyn, 1986, S. 92 f.

aus: *Es ist normal, verschieden zu sein. Inklusion leben in Kirche und Gesellschaft. Eine Orientierungshilfe des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD)*, Gütersloher Verlagshaus, 2014, ISBN 978-3-579-05975-4, S. 39.

Petra Wagner

Die Suche nach der Qualität

Eine persönliche Lerngeschichte aus 35 Jahren Tätigkeit im Kitabereich

Qualität, Qualität. Wann habe ich begonnen, mich damit zu beschäftigen? Erinnerungssplitter kommen nach oben ...

70er Jahre: Beliebigkeit

Ende der 70er Jahre, Westberlin, Erzieherhelferin: Ich bin so unbedarft, soll Kindern am Kottbusser Tor in Kreuzberg „Deutsch beibringen“. Ich habe keine Ausbildung zur Erzieherin, es gibt wohl Erziehermangel. Mit der Stelle finanziere ich mein Studium der Erziehungswissenschaften. Und kann nicht glauben, wie beliebig das ist, was wir in der Kita machen: aus dem Zusammenhang gerissene Aktivitäten, orientiert am Befinden der Erzieherinnen, unter den Kindern viel Langeweile, kaum Gespräche mit ihnen, viel Disziplinierung. Es gibt keine Planung und keine Vorgaben. Als ich nach einiger Zeit den „Kindertagesstätten-Entwicklungsplan“ zitiere, sind die Kolleginnen erstaunt. Als ich beginne, Ansprüche an unsere Arbeit offensiver zu vertreten, ernte ich Ablehnung. Mir wird vorgeworfen, eine gute Beziehung zu den Kindern zu haben. Die Kinder reagieren auf mein Interesse an ihnen und ihrer Lebenswelt unmittelbar: Sie haben Ideen, sie ziehen mich ins Vertrauen, sie wollen mit mir etwas unternehmen. Manchmal sind sie zu viele, und ich schaffe das nicht. Die Kolleginnen sind schadenfroh. Die Leitung steht auf ihrer Seite. Ich leide. Flüchten oder standhalten?

Was hilft: Ich lerne Türkisch und engagiere mich politisch für die Rechte von eingewanderten Familien, gegen die damalige „Ausländer- und Asylpolitik“. Ich studiere, Paulo Freire und Situationsansatz, und werde sicherer darin, dass Kita-Arbeit heute anders sein soll. Es gibt eine Kitaberatung, die mich unterstützt. Und schließlich wird eine gleichgesinnte Kollegin eingestellt – ich habe eine Bündnispartnerin!

Aus jener Zeit rührt meine Überzeugung, dass sich Qualität nicht automatisch einstellt, wenn Zeitressourcen dafür da sind. Ohne verbindliche Qualitätsanforderungen besteht

die Gefahr, dass Zeitressourcen so verwendet werden, dass sie unhinterfragten Routinen und eigenen Vorlieben dienen, die das Machtgefälle zwischen Erwachsenen und Kindern immer wieder herstellen. Damals hatten wir Zeit für eine gemeinsame zweistündige Mittagspause. Weil die Kinder schlafen mussten. Es gab keine regelmäßigen Teamsitzungen, nur selten Elternabende. Nicht weil es dafür keine Zeit gab, sondern weil sie nicht sinnvoll erschienen. Fanden sie statt, waren es tatsächlich uninteressante, schlecht moderierte Zusammenkünfte.

Mit der neu eingestellten Kollegin waren wir uns einig, dass wir ein Konzept brauchen. Eine „Einigung auf Arbeitsziele und -stile“. Von Qualität sprachen wir nicht, auch nicht von Bildung. Kitas sollten keine Aufbewahrungsstätten sein, forderten wir, sondern Erziehungseinrichtungen. Mit einer Konzeption kommen wir weg von der Beliebigkeit, dachten wir. Auch andere Kitas hatten keine Konzeptionen, in der senatseigenen Fortbildungsstätte gab es Fortbildungen dazu, mit hektografierten Handouts.

80er Jahre: Konzeptionsentwicklung

Mit viel Energie und immer mehr Unterstützung entwickeln wir in den 80er Jahren ein bilinguales Konzept (Deutsch-Türkisch) für die Einrichtung. Der Prozess ist interessant: Wir diskutieren, was eine bilinguale Kita ausmacht. Stellen das Konzept auch bei Veranstaltungen vor. Empfinden Stolz, weil sich auch andere dafür interessieren. Ich erinnere mich an die Freude über Ideen und Kreativität in diesem Prozess.

Wir pochen auf mehr Mitsprache beim Träger, einem kleinen Verein. Eine neue Leitung wird eingestellt, die das zweisprachige Konzept vertritt. Wir bekommen grünes Licht dafür, die Struktur dem Konzept anzupassen, indem die Teams mit deutsch- und türkischsprachigen Kolleginnen besetzt werden. Eine Forscherin der Freien Universität Berlin

wird auf uns aufmerksam und macht eine Langzeitstudie zur zweisprachigen Entwicklung von Kindern. Vieles ist möglich in dieser Zeit, in einem Freiraum, der dadurch existiert, dass es seitens des Senats nur Empfehlungen gibt, keine verbindlichen Vorgaben.

Natürlich sind nicht alle Kolleginnen überzeugt, nicht alle ziehen mit. Im Team gibt es die „Macherinnen“, die kreativ und aktiv sind, und die „Mitmacherinnen“, die eher abwarten und sich überreden lassen. Es gibt Appelle, die Konzeption umzusetzen, und Gespräche über auftauchende Schwierigkeiten. Aber letztlich ist die Verbindlichkeit eine instabile Größe. Eltern können sich nicht wirklich darauf verlassen, dass das überall in der Einrichtung geschieht, was in unserem Konzept steht.

Ende der 80er Jahre leite ich die Einrichtung. Ich vertrete mit Begeisterung unsere Konzeption nach außen und nehme gleichzeitig wahr, dass sie innen nicht wirklich gelebt wird.

90er Jahre: Qualität und betriebswirtschaftliches Denken

Die Kinderrechtskonvention, das Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG) gaben für die 90er einen wichtigen Schub für ein verändertes Bild vom Kind als aktiv und gestaltend. Gleichzeitig gab es mit der Deutschen Einheit Umstrukturierungen in den öffentlichen Verwaltungen, die neue Steuerungsmodelle mit betriebswirtschaftlichen Elementen etablierten. Deutlich wurde dies in unserem kleinen Verein daran, dass es keine „Fehlbedarfsfinanzierung“ mehr gab wie die Jahre davor, sondern Leistungsverträge.

Plötzlich war Qualität in aller Munde – und wurde nicht unbedingt befürwortet. Als wir Ende der 90er Jahre in Kreuzberg für ein erstes Kinderwelten-Projekt Kindertageseinrichtungen suchten, beschrieben wir es als ein Projekt zur Qualitätsentwicklung in Kitas. Und erlebten, wie dieses Wort die Türen

Schwerpunkt

zuschlagen ließ. In einer Veranstaltung platzte den anwesenden Erzieherinnen und Erziehern sofort der Kragen: „Qualität, Qualität, alle reden jetzt von Qualität – als ob wir die ganzen Jahre keine Qualität gehabt hätten!“ Sie waren misstrauisch, befürchteten hohe Anforderungen und wehrten sich gegen mehr Kontrolle „von oben“.

Ihre Ängste waren nicht von der Hand zu weisen. Tatsächlich geht es seither auch um Sparmaßnahmen. Kitas müssen genauer Rechenschaft ablegen, wie sie ihre Mittel verwenden, Druck und Kontrolle sind gewachsen. Auch die Nationale Qualitätsinitiative im System der Tageseinrichtungen für Kinder (NQI), die ab 1999 vom Bundesfamilienministerium finanziert wurde, ist als Reaktion auf die Forderungen zu sehen, im Kitabereich wie in anderen Verwaltungsbereichen das Verhältnis von Investition und Ertrag zu belegen.

Unser Institut, das Institut für den Situationsansatz (ISTA), beteiligte sich damals an der NQI mit einem Teilprojekt zur „Qualität im Situationsansatz“. Es war Konsens, dass es nötig ist, konkreter als bisher zu bestimmen, was gute Qualität im Situationsansatz ist. Ziel war, ein Instrument der Evaluation zu entwickeln, das die pädagogischen Fachkräfte stark und kompetent macht, weil es ihre Sichtweisen auf Qualität herausfordert. Es sollte kein Mittel der Kontrolle oder Fremdbestimmung sein. Es sollte die Fachkräfte als reflektierende Subjekte ansprechen und sie dabei unterstützen, ihre Praxis im Situationsansatz zu begründen und wo nötig zu verbessern:

„Wir sind der Überzeugung, dass Qualität und Qualitätsentwicklung nicht unabhängig von konzeptionellen Überlegungen und Entscheidungen gedacht werden kann. Wer immer Qualität entwickeln und bewerten will, muss seine Leitvorstellungen von Bildung und Erziehung, seine Ziele und pädagogischen Grundsätze offenlegen und fachlich begründen. Es muss klar sein, was entwickelt, überprüft und bewertet werden soll.

Wir haben unserer Definition von Qualität das Konzept Situationsansatz zugrunde gelegt. Mit der Formulierung von Qualitätsansprüchen und Qualitätskriterien haben wir dieses Konzept gleichzeitig präzisiert und auf der Grundlage neuer Erkenntnisse der Bildungsforschung aktualisiert.“ (Preissing/Heller 2014, 64)

Entstanden sind 16 konzeptionelle Grundsätze mit jeweils drei bis vier Qualitätsansprüchen, mit jeweils bis zu acht Qualitätskriterien – ein umfassendes Kompendium von „zukunftsweisenden Orientierungen für die Qualitätsentwicklung“ (ebd. 11). So viele Aussagen, was zu beachten ist – geben sie wirklich Orientierung? Kann es sein, dass man den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sieht?

2000er Jahre: Qualitätshandbücher wachsen in den Himmel ...

Der PISA-Schock Anfang der 2000er Jahre gab einen weiteren Schub, sowohl für den quantitativen wie auch für den qualitativen Ausbau von Kitas. Die Länder erarbeiteten Bildungspläne als verbindliche Rahmen für Kitaqualität und entwickelten unterschiedliche Strategien der Steuerung. Wir als Institut haben uns aktiv beteiligt, haben Bildungsprogramme geschrieben (die Entwürfe für Berlin, Hamburg, das Saarland), diverse Qualitätshandbücher und Instrumente zur Qualitätsentwicklung zusammen mit pädagogischen Fachkräften entwickelt.

Im Prozess der Erarbeitung ist es wieder so wie damals bei der Konzeptionsentwicklung: Man ist aktiv und kreativ, fühlt sich gut verbunden mit den Mitstreiterinnen. Für diejenigen, die bei diesem Prozess nicht dabei sind, ist es ein fertiges Produkt, das ihnen gegenübersteht und sie auffordert, ihre pädagogische Praxis entsprechend zu verändern. Manche Fachkräfte reagieren mit Interesse und sind froh über die Sammlung, die Gliederung, die Konkretisierung. Sie nehmen sich heraus, was für sie relevant ist, und nutzen die Anregungen. Sie bedanken sich nach den internen Evaluationen, denn sie sind in einigen Punkten bestärkt und haben Hinweise, worauf sie stärker achten wollen. Viele aber reagieren mit Abwehr, Ermüdung, Überforderung. Dann sind interne Evaluationen zäh, eine Pflicht, „man muss es ja machen“. Es hat nichts zu tun mit Aktivsein,

Lebendigkeit, Kreativität beim Nachdenken über die eigene Arbeit und wie man sie noch besser machen kann. Es hat auch nichts zu tun mit einem anregenden Lernprozess.

Aktuell: Wiedergewinnung dessen, worum es bei Qualität geht

Darum aber müsste es doch gehen: Qualitätsentwicklung als Lernprozess, der froh macht, stolz und glücklich – so wie Erkenntnisse glücklich machen. Dieses Glücksgefühl habe ich selbst immer wieder beim Erarbeiten von Konzepten und beim Entwickeln von Ideen und wenn beim Reflektieren bestimmte Einsichten zusammenpassen und eine neue Verbindung ergeben.

Dass ich mit dazu beitrage, pädagogischen Fachkräften mit langen Qualitätskriterienlisten die Freude am Weiterdenken eher zu nehmen, belastet mich. Als Aneignungstätigkeit gibt es wohl keine Alternative dazu, die eigenen Qualitätsmaßstäbe immer wieder selbst zu erfinden. Sie „fertig“ serviert zu bekommen macht es schwerer, sich darin wiederzuerkennen. Die Selbstbestimmung, Fantasie und Kreativität in diesem Prozess wiederzugewinnen und gleichzeitig bestimmte Rechte, Werte, Ziele und Prinzipien verbindlich zu berücksichtigen, das müsste Qualitätsentwicklung in der Zukunft auszeichnen. Weniger ist dabei vielleicht mehr. ■



Petra Wagner

Dipl.-Päd., Direktorin des Instituts für den Situationsansatz (ISTA) in der Internationalen Akademie INA gGmbH und Leiterin der Fachstelle KINDERWELTEN für vorurteilsbewusste Bildung und Erziehung, Berlin.

Literatur

Preissing, Christa/Heller, Elke (Hrsg.) (2014): *Qualität im Situationsansatz. Qualitätskriterien und Materialien für die Qualitätsentwicklung in Kindertageseinrichtungen*; 3. Aufl.; Berlin: Cornelsen

Der Beitrag ist bereits erschienen als: Petra Wagner, *Die Suche nach der Qualität. Eine persönliche Lerngeschichte aus 35 Jahren Tätigkeit im Kitabereich*. In: *Welt des Kindes* © 2014, Kösel-Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Qualität durch Veränderung

Aufgabe auch für Träger



Auf der Mitgliederversammlung des Evangelischen KITA-Verbands Bayern zeigte Herr Professor Tassilo Knauf in seinem Vortrag zum Thema: „Was ist eigentlich Qualität? Was können Träger derzeit tun?“ auf, dass Träger und Einrichtungen auch in Zeiten knapper Kassen einiges tun können, um die Qualität in den Kindertageseinrichtungen zu verbessern.

Warum ist Qualität wichtig? Es gibt eine Vielfalt empirischer Ansätze, die versuchen, den Begriff Qualität in Kindertageseinrichtungen zu fassen und Qualität zu messen. Viele davon resultieren aus dem Wunsch bzw. der Notwendigkeit, Personal- und Mitteleinsatz zu rechtfertigen. Qualität, so Knauf, steht auch im pädagogischen Zentrum, um das Wohlbefinden und die Förderung der Kinder zu verbessern. Wichtige Elemente von Qualität sind nach seiner Einschätzung auch die Zufriedenheit und das Sicherheitsgefühl der Eltern und das Klima im Team.

Dimensionen von Qualität

Knauf bezieht sich in seinen Betrachtungen auf ein Modell von Qualitätsdimensionen, die auf die Theatertheorie des Philosophen Aristoteles zurückgehen. „Das Theater war für die Griechen die Bildungseinrichtung und Aristoteles war ein eifriger Theaterbesucher. Und er stellte fest, es gibt gute und schlechte Schauspieler, gute und schlechte Stücke, gute und schlechte Theatergebäude. Und das hat er analysiert und das waren diese vier Bereiche: Raum, Zeit, Aktion und Person. Und in dem Personenbegriff steckt ja noch

der Theaterhintergrund drin. Person, das was durch die Maske dringt, das macht die Persönlichkeit aus. Und das kann man wunderbar dann auch auf die Erzieherinnenrolle beziehen.“

Das Geniale an dem Konzept von Aristoteles ist nach Knaufs Einschätzung aber nicht nur das Erfinden und das Entdecken dieser vier Kategorien, die man unmittelbar auf Kitas und auch auf Schule übertragen kann, sondern das Erfassen der Qualitätskriterien, der Konkretisierung. Aristoteles entdeckte Spannungsbögen, die man ebenfalls auf Kitas übertragen kann. So muss, erläutert Knauf, „ein Raum Geborgenheit bieten, sich aber auch zur Welt öffnen. Die Zeit muss Rituale haben, regelmäßig sein und verlässlich sein, aber auch flexibel. Die Aktionen, die wir mit Kindern machen, müssen Versunkenheit, Konzentration, aber auch Spontaneität ermög-

lichen. Die Erzieherin ist diejenige, die den Kindern Nähe, Wärme und Trost gibt, ihnen aber auch Autonomiechancen gibt.“ In der Krippe, so Knauf, kommt noch ein weiterer Aspekt hinzu: die Requisite auf der Bühne, also übertragen auf die Krippenpraxis das Material.

Wenn es nun darum geht, Qualität zu verbessern, ergibt es Sinn, verschiedene Qualitätsbereiche im Einzelnen zu betrachten.

Qualitätsdimensionen



Qualitätsdimensionen für die pädagogische Praxis in der Krippe



Einflussfaktoren für die Steigerung von Prozessqualität

Knauf erläutert verschiedene Einflussfaktoren für die Steigerung der Prozessqualität, die in der NUBBEK-Studie 1 herausgearbeitet wurden.

Dazu gehört unter anderem die Bevorzugung offener Gruppenarbeit. Mit diesem Einflussfaktor hat sich Knauf intensiv beschäftigt, wobei er „teilloffene Arbeit“ vorzieht. „Denn, so wie geschlossene Gruppen pädagogisch problematisch sind, ist der Verzicht auf einen Orientierungsrahmen, der soziale Rituale ermöglicht, auch problematisch. Es sollte heißen, eine teilloffene Arbeit, die den Kindern soziale Erfahrung in überschaubaren Bereichen ermöglicht, aber auch das Suchen von anderen, mit denen ich vielleicht auch was zusammen machen könnte [...]“

Ein weiterer Einflussfaktor auf die Prozessqualität ist ein interaktionsorientiertes Erzieherinnenverhalten. Knauf bewertet es als schwierig, dass die Interaktion mit den Kindern – gerade bei gering qualifiziertem Personal – häufig schematisch verläuft. Für die Erwachsenen-Kind-Interaktionen ist es seiner Erfahrung nach wichtig, wie man ein Gespräch führt. Für die Entwicklung und Stabilisierung der Sprachkompetenz von Kindern ist es manchmal sogar wichtiger als manch andere Förderprogramme, „dass ich einen Morgenkreis oder andere Gesprächskreise auch so gestalte, dass Kinder lernen zuzuhören, dass ich aber auch selber als Erzieherin zuhören kann und nicht gleich interveniere, wenn ein Kind sich nicht so verhält, wie ich es gerne hätte.“

Orientierungsqualität

Knauf hebt auch die Wichtigkeit der Orientierungsqualität hervor – auch wenn ein Mindestmaß an Strukturqualität da sein muss. „Diese Dimension ist sinnvoll, denn es geht um das, was Kolleginnen, die pädagogischen Fachkräfte, im Kopf und im Herzen haben.“ Prozesse werden ja auch durch Überzeugungen gesteuert und geprägt. Entscheidend ist für ihn, dass die Mitarbeitenden eine Vorstellung von ihrer Rolle und

Es ist normal, verschieden zu sein

„Menschen sind unterschiedlich, haben verschiedene Bedürfnisse, Kompetenzen und Ressourcen. Dies gilt es, in Kirche und Gesellschaft zur Geltung zu bringen und so Inklusion zu leben.“

aus: Es ist normal, verschieden zu sein. Inklusion leben in Kirche und Gesellschaft. Eine Orientierungshilfe des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Gütersloher Verlagshaus, 2014, ISBN 978-3-579-05975-4, S. 187.

ihren Werten haben. Dass sie ein Bild vom Kind haben, das sich selber entfaltet, das aber auch eine Begleitung braucht, Impulse braucht, Tröstung, aber auch manchmal im übertragenen Sinne einen „Fußtritt“ braucht. In der Diskussion zu Knaufs Vortrag kristallisiert sich noch ein weiterer Begriff heraus, der in der Qualitätsdiskussion kaum verwendet wird: die Liebe. „Und das ist, was dann auch einen evangelischen Träger auszeichnen kann: „Bei uns wird mit Liebe gearbeitet“. Und das muss man dann in der täglichen Interaktion auch beweisen, was heißt für uns dann Liebe?“

Blick von außen

Bei der Begehung einer Kindertageseinrichtung entsteht ein erster Eindruck bereits im Eingangsbereich. Kann man erkennen, was dem Team, das hier arbeitet, und der Leitung wichtig ist? Werden die Personen sichtbar? Ist ein Motto erkennbar? Eine wichtige Rolle spielt auch die Raumgestaltung. Sie sollte ruhig sein und auch Materialien und Bereiche enthalten, die Kinder herausfordern. Wichtig ist, dass die Kinder hier auch zur Ruhe kommen können und nicht mit Reizen überflutet werden.

Wichtig ist für Knauf auch die Dimension Zeit. Wie wird der Tagesablauf organisiert? Gibt es einen Morgenkreis, der auch eine bestimmte Struktur hat? Gespräche sollten nicht nur stattfinden, um Probleme zu lösen, sondern sie haben auch den Zweck, „dass mir zugehört wird, dass ich darstellen kann, was mir wichtig ist“, so Knauf.

Auch Ritualmomente, gegebenenfalls in Variationen, spielen eine wichtige Rolle. Ein Beispiel ist ein Geburtstagskalender, der von/mit den Kindern zusammen gestaltet werden kann. Auch das Essen ist ein „großes

Thema“. Wie wird es gestaltet? Gibt es ein gemeinsames Frühstück oder Mittagessen? Essen ist eine soziale Aktivität. Deshalb sollten die Essräume oder die Essecke auch „ausdrucksstark gestaltet sein“. Hier kann sich zeigen, „wie sensibel ein Team ist für die Gestaltung einer Umgebung, die die Kinder Wohlbefinden erfahren lässt, aber auch gleichzeitig ausdrucksstark ist und zum Aktivwerden einlädt.“

Teams begleiten

Bei der Verbesserung von Qualität hält es Knauf für sinnvoll, bei den Stärken, Potenzialen und Ressourcen anzusetzen. In seiner Arbeit setzt er auf unterschiedliche Verfahren und Ansätze. Eines davon ist das Qualitätshandbuch. Qualitätshandbücher vermitteln Leitbilder, sie ermöglichen die Standardisierung von Arbeitsprozessen, schärfen das Profil und machen die Einrichtung bzw. die Einrichtungen eines Trägers erkennbar. So können sich auch neue Mitarbeitende leichter orientieren. Das Handbuch wird nicht extern, sondern von den Mitarbeitenden in den beteiligten Einrichtungen selber erstellt. Dies ist ein aufwendiger Prozess, weil alle Kolleginnen und Kollegen über die zentralen Grundlagen ihrer Arbeit reflektieren müssen. Dieser Prozess kann aber auch das Zusammenwachsen eines Teams erleichtern, weil der Aushandlungsprozess zugleich ein gemeinsamer Lernprozess ist.

Eine weitere prozessorientierte Strategie ist die „Konzeptionsentwicklung“. Auch hier werden gemeinsame Werte und Handlungspraktiken identifiziert und eine Basis von gemeinsamen Grundüberzeugungen wird hergestellt. Dadurch kann auch der Mut einer Einrichtung gestärkt werden, sich in der Öffentlichkeit darzustellen, zu profilieren, sich

unterscheiden. Im Laufe dieses Prozesses können Fragen entstehen: Was sollen die gemeinsamen Werte und Praktiken des Teams sein? Wie können wir uns verbessern oder verändern? Wie soll sich das Team entwickeln? Wie gestalten wir Kommunikation? Teamfortbildung ist nach Ansicht von Knauf die einfachste und preiswerteste Form, um Qualität zu verbessern. Wichtig ist dabei eine Zielvereinbarung, damit die Fortbildung nicht isoliert stattfindet, sondern damit sie im Nachhinein evaluiert werden kann. Im Vorfeld der Fortbildung wird die Einrichtung vor Ort angeschaut. Schwerpunkte der Beobachtungen sind (in Anlehnung an das Aristoteles-Karree) Raum, Zeit, Aktionen, Interaktionen und Materialauswahl. In Gesprächen wird versucht, auch die Hintergründe, die Orientierungsqualität herauszufiltern. Ziel ist es, eingeschliffene

Strukturen infrage zu stellen und dann Impulse zu setzen, z. B., wie Lernprozesse von Kindern anders organisiert werden können. Hieraus entwickeln sich die Themen für die Fortbildung und die Zielvereinbarung. Ein halbes Jahr nach der Fortbildung kommt das Team wieder zusammen und schaut anhand der Zielvereinbarung, wie es sich in dem einen oder anderen Punkt des Themas der Teamfortbildung weiterentwickelt hat.

Basis finden. Im Gespräch sollen positive Botschaften eine Rolle spielen, damit das Team die Sicherheit hat, „es wird nicht fertiggemacht“. Hierfür ist das gemeinsame Betrachten und Reflektieren wichtig. Daran knüpfen dann die Zielvereinbarung und das Besprechen konkreter Maßnahmen an. ■

Begeisterung durch Vertrauen

Wie kann man nun in den Teams die Lust und Begeisterung für Qualitätsentwicklungsprozesse wecken? Knauf vertritt die Ansicht, dass man als externer Begleiter, Qualitätsentwickler oder Coach zuerst eine Beziehung zum Team aufbauen muss. Man kann nicht sofort mit der Kritik ins Haus fallen, sondern sollte erst einmal abwarten und eine gute



Prof. Dr. Tassilo Knauf
ist Pädagoge und
Vorsitzender des Vereins
Dialog Reggio.

Zusammengefasst von *Monika Brinkmüller*, Referentin für Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit beim Evangelischen KITA-Verband Bayern.

Christiane Münderlein

Das Kind in den Mittelpunkt stellen

Pädagogische Qualitätsbegleitung des Evangelischen KITA-Verbands Bayern



Wie bereits berichtet führt Bayern von 2015 bis 2018 einen Modellversuch „Pädagogische Qualitätsbegleitung in Kindertageseinrichtungen“ durch. An diesem Modellversuch, der aus Mitteln des Bayerischen Staatsministeriums für Arbeit und Soziales, Familie und Integration gefördert wird, wird sich der Evangelische KITA-Verband Bayern mit Unterstützung der Landeskirche beteiligen.

Warum Pädagogische Qualitätsbegleitung?

In den vergangenen Jahren ist die Bedeutung frühkindlicher Bildung stetig gewachsen. Kindertageseinrichtungen sind dadurch vor äußerst vielfältige Herausforderungen gestellt.

Die Zahl der Plätze insbesondere für Kinder unter drei Jahren, aber auch für Schulkinder wurde erheblich ausgebaut. Die Ansprüche

von Eltern und großen Teilen der Gesellschaft haben sich erhöht. Wissenschaftler und selbst ernannte Experten entwickeln fast täglich neue „Programme“ wie Kinder am besten zu fördern sind.

Viele Kitateams bewegen sich häufig wie in einem Hamsterrad, um möglichst allen Anforderungen gerecht zu werden. Und jetzt auch noch Qualitätsbegleitung ...

Weniger ist manchmal mehr

Uns ist es deshalb ein Anliegen, den Modellversuch der Pädagogischen Qualitätsbegleitung (PQB) so zu gestalten, dass die Bedürfnisse der Kinder und ihrer Fachkräfte in den Mittelpunkt gestellt werden. Die Zuwendungen zum einzelnen Kind, gelingende Interaktionen zwischen Fachkräften und Kindern sowie unter den Kindern und unter den Fachkräften sind zentrale Faktoren sowohl für gute Entwicklungsmöglichkeiten für Kinder als auch für eine hohe Arbeitszufriedenheit der Fachkräfte. Pädagogische Qualitätsbegleitung soll Kitaleitungen und ihre Teams nicht noch weiter belasten, sondern entlasten. Es kann gemeinsam der Frage nachgegangen werden, welche Veränderungen gegebenenfalls zu mehr Zeit für die Kinder oder zu einer entspannteren Atmosphäre führen.

Unterstützung für das ganze Kitateam

Wie alle professionellen Arbeitsfelder brauchen auch pädagogische Mitarbeiter/-innen

in Kitas Coaching und Beratung von außen. Der Evangelische KITA-Verband Bayern bietet seinen Mitgliedern deshalb seit Jahren Unterstützung durch Fachberatung und (interne) Fortbildung. Durch das neue Angebot der Qualitätsbegleitung kann diese Arbeit noch intensiviert werden. Im Modellversuch wird ein/-e Qualitätsbegleiter/-in ca. 16 bis 30 Kitateams bis Ende 2018 beraten und unterstützen. Der Prozess der Qualitätsbegleitung orientiert sich dabei an den aktuellen Bedarfen, Frage- und Themenstellungen der Kindertageseinrichtung. Dies kann zum Beispiel ein ganz konkretes Anliegen wie die Weiterentwicklung zu einer inklusiven Einrichtung sein, der Austausch über verschiedene Haltungen und pädagogische Ansätze im Team oder auch ein Innehalten und Reflektieren über die eigene Arbeit und die Bedürfnisse der Kinder. Der Beratungs- und Coachingprozess stärkt somit die Leitung und ihr Kitateam in ihrem professionellen Handeln, in einer kollegialen Zusammenarbeit und den liebevollen Blick auf die Kinder und ihre Familien.

Bayernweite Beteiligung am Modellversuch

Im Rahmen des Modellversuchs ist unser Ziel, in allen Regierungsbezirken und Kirchenkreisen präsent zu sein. Mit 12 (Vollzeit-) Stellen werden wir rund 300 Einrichtungen die Möglichkeit geben, Qualitätsbegleitung in

Anspruch zu nehmen und am Modellversuch mitzuwirken. Die PQB-Stellen werden voraussichtlich an den Fachberatungsstellen angesiedelt. Voraussetzung für das bayernweite Angebot des Evangelischen KITA-Verbands ist, dass sich in jeder Region mindestens 18 Einrichtungen melden, sodass mindestens eine Stelle errichtet werden kann.

Verbesserung der Rahmenbedingungen

Auch bei diesem Modellversuch werden wir ein besonderes Augenmerk auf die weitere Verbesserung der Rahmenbedingungen wie Anstellungsschlüssel und indirekte pädagogische Arbeit legen. Die Erfahrungen aus dem Modellversuch werden so auch direkt in unser politisches Agieren um eine Verbesserung der Rahmenbedingungen einfließen.

Im Sommer 2015 geht es los

Nach unseren bisherigen Planungen werden die Pädagogischen Qualitätsbegleitungen zwischen Mai und Oktober 2015 eingestellt. Die meisten Beratungsprozesse können dann zum neuen Kindergartenjahr starten. Interessierte Träger können sich an uns wenden. ■



Christiane Münderlein
ist Vorstand des Evangelischen KITA-Verbands Bayern.

Es ist normal, verschieden zu sein



Gottebenbildlichkeit und menschliche Würde

Der wichtigste theologische Bezugspunkt der Inklusionsdebatte ist die Gottebenbildlichkeit des Menschen (1 Mose 1,26 f.). Jeder Mensch ist von Gott, so wie er ist, nach seinem Bild geschaffen. Dies begründet seine unantastbare Würde. Sie ist eine unverfügbare und unverlierbare Gabe Gottes, nicht abhängig von Eigenschaften oder Lebensbedingungen. Die Würde des Menschen muss nicht erlernt oder verdient werden. Sie ist ein Geschenk.

aus: Es ist normal, verschieden zu sein. Inklusion leben in Kirche und Gesellschaft. Eine Orientierungshilfe des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Gütersloher Verlagshaus, 2014, ISBN 978-3-579-05975-4, S. 39.

Interview mit Rechtsanwalt
Arne Schwemer

Qualität durch Vielfalt erhalten

Kommunen haben
Vorteile von der
Trägerpluralität

„Das Subsidiaritätsprinzip darf nicht unterlaufen werden, indem das kommunale Angebot durch einseitige finanzielle Unterstützung qualitativ besser gestellt wird und dadurch einen Wettbewerbsvorteil erlangt“ heißt es in dem Kommentar „Bayerisches Kinderbildungs- und -betreuungsgesetz“ von Dunkl/Eirich!. Würde man vor Ort klären wollen, was eine finanzielle Besserstellung ist, gäbe es viele aufwendige Klärungen und ggf. Auseinandersetzungen zu führen.

Nicht gerade leichter wird die Beantwortung dieser Frage durch ein Urteil des Bayerischen Verwaltungsgerichtshofes ebenfalls aus dem Jahr 2013. Träger haben danach beim Abschluss von Defizitverträgen immer noch einen Anspruch auf Gleichbehandlung, ansonsten aber wurde der Rechtsanspruch freier Träger im Vergleich zu vorher geltendem Recht geschwächt. „Defizitausgleiche“ sind bislang nicht nur übliche Praxis, sie sind schlichtweg notwendig, um die anfallenden Betriebskosten bei vorgegebenen wichtigen Qualitätsvorgaben zu decken. Das Wort „Defizit“ ist daher an dieser Stelle an sich schon falsch, weshalb wir lieber von Betriebsträgervereinbarungen sprechen. Solche Vereinbarungen zwischen Kommunen und freien Trägern werden flächendeckend benötigt, um die Trägerpluralität in Bayern zu erhalten und die Subsidiarität nicht zu einem leeren Versprechen werden zu lassen. Betriebsträgervereinbarungen nutzen letztlich nicht nur den Kindern, sie nutzen auch den Kommunen.

Wir haben zu dieser Thematik Rechtsanwalt Arne Schwemer nach seiner Einschätzung der Situation befragt.



In der evangelischen Kita BlickWinkel in Schwaig/Behringersdorf

Herr Schwemer, mit seinem Urteil vom 23.10.2013 hat der BayVGH festgestellt, dass Kommunen nicht in jedem Fall verpflichtet sind, über die gesetzliche Förderung nach BayKiBiG hinausgehende Zuschüsse an freie Träger zu zahlen. Ohne zusätzliche Zuschüsse könnten jedoch manche Einrichtungen freier Träger nicht überleben. Elternbeiträge müssten teilweise angehoben werden und würden höher sein als in kommunalen Einrichtungen. Wird damit das Ende des Subsidiaritätsprinzips eingeleitet?

Es ist sicherlich zu früh, vom Ende des Subsidiaritätsprinzips, das den Funktionsschutz der freien Jugendhilfe gewährleisten soll, in rechtlicher Hinsicht zu sprechen. Das Subsidiaritätsprinzip ist nach wie vor fester Bestandteil sowohl des Bundesrechts, dort geregelt in § 4 Abs. 2 Achten Buch Sozialgesetzbuch (SGB VIII), als auch des Landesrechts, in Bayern geregelt in Art. 4 Abs. 3 BayKiBiG. Ich sehe derzeit weder auf Bundes- noch auf Landesebene Tendenzen, das Subsidiaritätsprinzip abzuschaffen. Nach der Gesetzeslage sind die Kommunen also klar an das Subsidiaritätsprinzip gebunden. Allerdings gebe ich Ihnen recht, dass die Tätigkeit freier Träger aufgrund des erwähnten Urteils des BayVGH in der Praxis noch schwieriger werden könnte. Denn es ist zu befürchten, dass sich in Zeiten knapper öffentlicher Haushaltsmittel viele Kommunen fragen werden, an welcher Stelle sie Einsparungen vornehmen können. Hier dürfte das von Ihnen erwähnte Urteil, welches das Bundesverwaltungsgericht zwischenzeitlich bestätigt hat, vielen Kommunen einen willkommenen Anlass bieten, um vorhandene Defizitvereinbarungen neu zu verhandeln, um sich weitgehend auf die gesetzliche

BayKiBiG-Förderung konzentrieren zu können. Dies würde freilich dazu führen, dass freie Träger ihre Beiträge erhöhen müssten und damit an Attraktivität im Wettbewerb mit den kommunalen Trägern verlieren. Es fällt nicht schwer sich auszumalen, dass dieses Szenario mittelfristig zu einer Existenzbedrohung für die freien Träger führen kann. Dann wäre aber der mit dem Subsidiaritätsprinzip bezweckte Schutz der freien Träger nur noch ein leeres Versprechen.

Der älteste uns bekannte Kindergarten ist evangelisch und wurde vor 177 Jahren in Fürth gegründet. Ohne das Engagement der kirchlichen Träger hätten wir heute keine Kindergärten. So aber haben wir eine Vielfalt, die nicht zuletzt zur Erfüllung des Wunsch- und Wahlrechts der Eltern beiträgt. Was haben die Kommunen aus Ihrer Sicht von der Vielfalt?

Das Wunsch- und Wahlrecht ist in § 5 SGB VIII gesetzlich normiert. Als individuelles Recht der leistungsberechtigten Kinder und Eltern lässt es sich nur verwirklichen, wenn ein Angebot mit entsprechenden Wahlmöglichkeiten vor Ort überhaupt vorhanden ist. Deshalb wird das Wunsch- und Wahlrecht ergänzt durch das Pluralitätsprinzip in § 3 Abs. 1 SGB VIII. Danach ist die Jugendhilfe gekennzeichnet durch eine plurale Trägerstruktur unterschiedlicher Wertorientierungen und ein vielseitiges pädagogisches Angebot mit einer Vielfalt von Inhalten, Methoden und Arbeitsformen. Hieraus folgt zwar kein Anspruch des Bürgers auf eine bestimmte Angebotsstruktur, weil sich die Tätigkeit der freien Jugendhilfe letztlich einer einseitigen staatlichen Disposition entzieht. Allerdings ist es Aufgabe der öffentlichen

Kommunen sind an das Subsidiaritätsprinzip gebunden.

Hand, die Pluralität zu gewährleisten. Rechtlich gesehen erfüllen also die Kommunen nur mit einer vielfältigen Trägerstruktur den an sie gestellten gesetzlichen Auftrag. In der Praxis haben die Kommunen jedoch von der Umsetzung dieses Auftrags noch deutlich mehr Vorteile. Denn Kommunen stehen untereinander in einem sich verschärfenden Standortwettbewerb. Eine vielfältige Betreuungslandschaft vor Ort, die über ein einseitiges kommunales Angebot hinausgeht, kann für viele junge Paare und Eltern einen weiteren Anreiz bieten, sich für einen bestimmten Wohnort zu entscheiden. Dies gilt insbesondere außerhalb von Großstädten, wo sich über die Jahrzehnte eine zumeist vielfältige Träger- und Betreuungsstruktur etabliert hat. In diesem Sinn sollte die Vielfalt in der Kindertagesbetreuung von Kommunen als Chance begriffen werden, um einer weiteren Ausdünnung ländlicher Regionen entgegenzuwirken. Die freien Träger sollten hierauf gezielt hinweisen.

Art. 4 Abs. 3 BayKiBiG regelt eindeutig, dass Gemeinden von eigenen Maßnahmen absehen sollen, „soweit Kindertageseinrichtungen in gleichermaßen geeigneter Weise wie von einem kommunalen Träger auch von einem freigemeinnützigen Träger betrieben werden oder rechtzeitig geschaffen werden können“. Ist es vor diesem Hintergrund zulässig, wenn Kommunen in ihre eigenen Einrichtungen mehr Geld stecken als freie Träger, um sich einen Wettbewerbsvorteil, z. B. durch niedrigere Elternbeiträge, zu verschaffen? Gibt es zu diesem Punkt bereits Rechtsprechung?

Zunächst zum Wortlaut des Art. 4 Abs. 3 BayKiBiG: Aus ihm folgt zum einen, dass eine Kommune gehindert ist, neue Plätze in eigener Trägerschaft zu schaffen, wenn ein

geeigneter freier Träger in der Lage ist, selbst eine Einrichtung im üblichen Zeitraum zu realisieren. Zum anderen muss eine Kommune vorrangig eigene Überkapazitäten abbauen, bevor sie ein Angebot der freien Jugendhilfe nicht mehr fördert. Sie muss jedoch keine kommunale Einrichtung schließen, um einem freien Träger die Betriebsaufnahme zu ermöglichen. Da es für die Frage der gleichen Eignung von öffentlichem und freiem Träger auch darauf ankommt, ob der Betrieb des freien Trägers zu Mehrkosten führt, ist beim Kostenvergleich zu klären, welche Kosten anzusetzen sind. Hier liegt ein großes Problem. Bei einem freien Träger sind dies jedenfalls alle Kosten, die er der Gemeinde in Rechnung stellt, ggf. auch Zuschüsse aus einem Defizitvertrag. Zudem ist eine angemessene Eigenleistung vom Träger zu erbringen. Bei Verhandlungen mit den Gemeinden über den Abschluss von Defizitverträgen müssen kirchliche Einrichtungsträger deshalb ihre Eigenleistungen nachvollziehbar und umfassend darlegen. Eigenleistung sind dabei alle eigenen Mittel, sofern sie geldwerte Leistungen darstellen. Es können also Spenden und Kredite, aber auch ehrenamtliche Tätigkeiten sowie die kostenlose oder verbilligte Bereitstellung von Sachmitteln Berücksichtigung finden. Bei kommunalen Kitas sind alle Kosten zu berücksichtigen, die

der Gemeinde beim Betrieb zur Last fallen, auch sämtliche Verwaltungskosten. Wird nun der Betrieb eines freien Trägers gefährdet, weil die Gemeinde günstigere Elternbeiträge festlegt, kann der freie Träger zwar nicht verlangen, dass die Gemeinde gleiche Bedingungen auch in seiner Einrichtung herstellt. Ich denke jedoch, dass der freie Träger in diesem Fall von der Gemeinde verlangen kann, den durch die Wettbewerbsverzerrung

... die Vielfalt von Kindertageseinrichtungen (sollte) als Chance begriffen werden ...

eingetretenen Verlust an Fördermitteln und Elternbeiträgen auszugleichen. Dies folgt letztlich aus dem Subsidiaritätsprinzip und wird auch durch die neue Rechtsprechung nicht ausgeschlossen. ■



Arne Schwemer

LL.M. (London), ist Fachanwalt für Verwaltungsrecht in München und im öffentlichen Bau- und Subventionsrecht

Lesen Sie dazu auch den Artikel „Mit Beharrlichkeit gegen Gleichschaltung“ auf Seite 27.

Sozialen Reichtum fördern – Ein Plädoyer für die Subsidiarität

„In unserem Staat gilt das Prinzip der Subsidiarität, das heißt, der Staat soll und will nicht alles selbst erledigen, will nicht alle Aufgaben gewissermaßen verstaatlichen, sondern er überlässt bzw. ‚delegiert‘ Aufgaben an die Bürger und an soziale Organisationen. Genau vor diesem Hintergrund wäre z.B. über die immer wieder kritisch angesprochenen Kirchenfinanzen zu reden, ein Thema, das uns in der kommenden Zeit gewiss noch beschäftigen wird. Es geht bei der staatlichen Unterstützung jedenfalls diakonischer bzw. karitativer Einrichtungen nicht, wie manche meinen, um eine ungerechtfertigte Finanzierung von Kirchen. Diese erhalten die Mittel für Kindergärten, Schulen, Bildungsarbeit, Jugend- und Altenpflege nicht, weil sie Kirchen sind, sondern weil sie den Staat bei seinen zentralen Aufgaben als Sozialstaat, Bildungs- und Rechtsstaat unterstützen. Indem der Staat diese verschiedenen Aufgaben verschiedenen Trägern – nicht nur Kirchen, sondern auch freien Wohlfahrtsverbänden und zivilgesellschaftlichen Organisationen – überlässt und diese finanziell unterstützt, fördert er die Vielfalt von Angeboten und damit den sozialen und kulturellen Reichtum unserer Gesellschaft. Unter der Perspektive des Subsidiaritätsprinzips kehrt sich das Vorzeichen der Rechnung um. Dabei erscheint der Beitrag der Gläubigen als finanzielle Unterstützung des Staates mindestens als Gewinn für beide Seiten.“

Wolfgang Thierse in: Kirche und SPD – Von Gegnerschaft zu Gemeinsamkeiten, Herausgeber: Franz Mager (2014), Volk-Verlag, ISBN 978-3-86222-147-9, S. 66–67.

Mit Beharrlichkeit gegen die Gleichschaltung

Ein Blick in die Vergangenheit

Auszug aus: Christa Dommel, Karl Heinz Jurklies, Susanne Hofmann, „... dass der Verband in sich einen positiven Wert hat als Arbeitsgemeinschaft“, in: Vom Wert der KITA. 90 Jahre Evangelischer KITA-Verband Bayern, 2009

Seit 1935/1936 trieb die Regierung die Gleichschaltung voran. Sie versuchte, alle Einrichtungen der Trägerschaft der „Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt“ (NSV) zu unterstellen und die Ausbildungsstätten der kirchlichen Kindergärtnerinnen zu schließen. Die Kirchen setzten auf zähe Verhandlungen und auf den öffentlichen Druck der Eltern. Eine Strategie, die in vielen Fällen erfolgreich war. Dennoch ging etwa ein Viertel bis ein Drittel der konfessionellen Kindergärten an die NSV verloren.¹

Im Protokoll der Mitgliederversammlung vom 9. März 1938, zu der 72 Mitglieder von 64 Kindergärten nach Nürnberg gekommen waren, wird deutlich, wie groß das Bangen war: „Überall ein ungeheurer Mangel an evang. Kindergärtnerinnen. Das Neuendettelsauer Seminar besteht noch und freut sich, daß es unangefochten arbeiten kann, wenngleich Schwierigkeiten nicht fehlen. In Norddeutschland dagegen haben einige Seminare die Arbeit von sich aus eingestellt, weil sie glaubten, bei dem Zustrom zu den NS-Seminaren sich nicht mehr halten zu können.“

Der entschlossene Überlebenswille der kirchlichen Kinderpflege – mittlerweile der einzigen noch existierenden Konkurrenz zu den NSV-Kindertagesstätten – blieb gerade in Bayern oft auch noch nach dem Erlass des Reichs-

ministers des Innern und des „Stellvertreters des Führers“ vom 21. März 1941 bestehen. Beharrlich arbeitete man den „Richtlinien für die Überleitung der evangelischen Kindergärten an die NSV“ entgegen, wobei hier gerade die stabilen Kirchenstrukturen Schutz boten. Ein Beispiel dafür sind die Verhandlungen des Gemeindepfarrers von St. Peter in Nürnberg:

Friedrich Rupprecht beriet sich zusammen mit anderen, ebenfalls von Gleichschaltung bedrohten Kindergartenträgern aus Maxfeld, St. Johannis und anderen Nachbargemeinden, um gemeinsam gegen die schriftliche Ankündigung des „Oberbürgermeisters der Stadt der Reichsparteitage Nürnberg“ vom 16. August 1941 vorzugehen, die die „Überführung Ihres Kindergartens Pfründnerstr. 20 auf das Amt für Volkswohlfahrt, Gau Franken“ ankündigte. Pfarrer Rupprecht informierte umgehend die Innere Mission Bayern als Träger und schrieb am 25. August 1941 einen höflich und strategisch geschickt formulierten Protestbrief an den besagten Oberbürgermeister mit der Bitte, „daß der Zeitpunkt der Übernahme mindestens bis nach dem Kriege hinausgeschoben wird.“

Nach Aussage des Vertreters der NSV gehört dieser Kindergarten zu den besten in Nürnberg. Niemals haben auch Beanstandungen von irgendwelcher Seite stattgefunden.“

Am 26. August bestellte ihn die NSV zu einem Treffen am folgenden Tag um 9 Uhr in die Räume des Kindergartens ein. Das Treffen mit drei Vertretern der NSV verlief „nicht unfreundlich“, doch Pfarrer Rupprecht und Kirchenvorsteher Bock verwiesen auf den Brief an den Oberbürgermeister, dessen Antwort sie abwarten wollten. Weiter heißt es in der Schilderung des Gesprächs: „Außerdem seien wir nicht befugt, irgendwelche bindende Abmachungen zu treffen. Wir unterstützen dem Herrn Landesführer für Innere Mission, dessen Weisungen für uns bindend seien.“

Aber auch sonst kann die Gemeinde ihren Kindergarten, der gedacht ist als Fortsetzung der häuslichen mütterlichen Erziehung im evang.-christlichen Geist nicht ohne weiteres weggeben.“ – „Ob alle Pfarrer so reden würden, wurde ich gefragt. Ob alle dem Landesführer unterstellt seien? Auf mein Ja – soweit es Nürnberg angehe – wurde gesagt, es habe dann wohl keinen Sinn, mit andern Pfarrämtern zu verhandeln, man wolle dem Herrn Gauamtsleiter berichten und vorschlagen sich direkt an die oberen Stellen zu wenden. Das wurde von mir unterstrichen.“

Wie ich höre, wurde daraufhin die Besprechung in Maxfeld und in St. Johannis abgeblasen.“² ■

¹ Günter Erming: Zur Geschichte des Kindergartens im 20. Jahrhundert, in: Petra Larass (Hg.): Kindsein kein Kinderspiel – Das Jahrhundert des Kindes, Halle 2000, S. 10.

² Bericht „An den Landesführer für Inn. Mission, München“ von Pfarrer Rupprecht vom 27. August 1941, als Kopie in: 100 Jahre Diakonie in der Gemeinde St. Peter Nürnberg, 1985, Anhang Urkunden.

Woran erkennen Sie einen guten evangelischen Kindergarten?

In diesem Heft geht es um die Qualität von Kindertageseinrichtungen. Passend zu unserem Schwerpunktthema wollten wir vom Verbandsrat gerne wissen: „Woran erkennen Sie einen guten evangelischen Kindergarten?“.



Bilder aus einem Kunstprojekt im Evangelischen Kindergarten Wilhelmsdorf (siehe auch S. 38)

Johannes Bempohl:

Die Frage nach dem Guten ist grundsätzlich. Als evangelischer ist ein Kindergarten „gut“, wenn er den Kindern hilft, zu Christen heranzuwachsen. Aus kirchlicher Sicht ist das für jeden Menschen „gut“. Ob Eltern das auch für ihre Kinder für „gut“ erachten, sollen sie selbst entscheiden. Ein „guter“ evangelischer Kindergarten ist daher ein vertrauenswürdiger Partner, der in Übereinstimmung mit den Eltern christlich erzieht. Christliches Erziehungsziel und Partnerschaft mit den Eltern sind wichtige Kennzeichen der „Güte“.



Axel Bertholdt:

„Begegnung“

„Evangelischer Kindergarten“ steht an der Klingel. Ich klinge und warte. Die Tür öffnet sich.

Wie werde ich empfangen? Habe ich das Gefühl, willkommen zu sein, oder werde ich als störendes Element möglichst schnell abgefertigt? Hat die Erzieherin oder der Kinderpfleger auch für mich noch ein Lächeln übrig oder sind sämtliche Lächeln für diese Woche bereits verbraucht?

Ich merke, wie stark ich trotz allen theoretischen Wissens von der Begegnung abhängig bin. Und da sind weniger die 70 perfekt gebastelten Lampions entscheidend, die im Flur hängen, und auch die Hightechküche mit Industriespülmaschine kann mich nicht wirklich schon für einen Kindergarten begeistern. Es sind die Mitarbeiter und ihre Offenheit – ihre Fähigkeit, sich auf neue Situationen oder Menschen einzustellen –, die meinen Eindruck prägen. Meine Erfahrung ist, dass die Qualität eines Kindergartens viel eher davon abhängig ist, ob die Mitarbeiter/innen in der Lage sind, wirklich als Team zu interagieren, neue Fragestellungen der Pädagogik aufzunehmen und natürlich jeden Tag neu die Fragen, Ideen, Grenzen und Möglichkeiten der ihnen anvertrauten Kinder in ihr Handeln einzubeziehen.

Natürlich freue ich mich, wenn dann im weiteren Gespräch jemand von seinen pädagogischen Zielen erzählen kann, die auch die Liebe Gottes zu den Menschen widerspiegeln; wenn ich erlebe, dass Kinder in großer Freiheit und mit großem Vertrauen zu sich und zu den Mitarbeitern ihre Möglichkeiten ausprobieren können.



Dekan Johannes Grünwald (Vorsitzender des Verbandsrats):

Ein guter evangelischer Kindergarten wirkt einladend auf Kinder, Eltern, Großeltern und Interessierte. Dies liegt an dem hoch qualifizierten Fachpersonal, das in einem gut funktionierenden Team zusammenarbeitet. Den freundlichen Teammitgliedern merkt man an, dass sie die Kinder lieben und jedes in seiner eigenen Persönlichkeit annehmen und fördern. Hohe pädagogische und kommunikative Kompetenz zeichnet das gute Miteinander in der Kindertagesstätte und die Zusammenarbeit mit den Eltern aus. Das christliche Menschenbild und ein ganzheitliches Bildungskonzept prägen den Tagesablauf und den Umgang miteinander. Die Kindertagesstätte ist wesentlicher Bestandteil des Gemeindeaufbaus der Kirchengemeinde. Der Bezug zum Kirchenjahr ist am Raumschmuck und im Schaukasten zu erkennen. Die Erzieherinnen geben gerne über Fragen zum christlichen Glauben Auskunft, ohne dabei zu vereinnahmen. Der organische Zusammenhang mit der Kirchengemeinde ist selbstverständlich. Der Pfarrer oder die Pfarrerin kommt regelmäßig zu den Teamsitzungen. Er oder sie ist den Kindern durch Gottesdienste und andere Begegnungen vertraut. Das Team und das Pfarramt sind durch eine Verwaltungsstelle oder Gesamtkirchenverwaltung, die sich als Dienstleisterin versteht, weitgehend von Verwaltungsaufgaben entlastet.





Elke Kraus:

Wenn ich mir die Frage stelle, woran ich einen guten evangelischen Kindergarten erkenne, dann stelle ich mir zuerst die Frage, wie „gut“ und „evangelisch“ definiert sind.

Für mich vor allem wichtig, dass nichts außen draufsteht, was innen nicht gelebt wird.

Dies beinhaltet vor allem ein vertrauensvolles Miteinander von Kindern, Eltern und Mitarbeitenden. Sie sollen sich in unseren Einrichtungen wohl- und willkommen fühlen und an einem Miteinander interessiert sein. Die evangelische Arbeit bedeutet für mich nicht nur ein Arbeiten nach dem christlichen Jahreskreis, sondern einfach auch die kleinen christlichen Alltäglichkeiten: ein kleines Gebet vor den Mahlzeiten, regelmäßiger Besuch der Pfarrerin/des Pfarrers in der Einrichtung, ein Kreuz hängt in der Einrichtung, ein gemeinsamer Morgenkreis wird einmal wöchentlich gefeiert, wir sind auch in den Gottesdiensten präsent ... etc. Dies alles lebt natürlich nur dann, wenn die Mitarbeitenden der Einrichtung dies auch tragen und sich mit dem christlichen Verständnis und den dahinterliegenden Werten auseinandersetzen und dies auch leben. Ich würde sagen, dass es auf eine bunte Mischung aller oben genannten Faktoren ankommt, die einen guten evangelischen Kindergarten ausmachen.



Birgit Löwe:

Gute evangelische Kindertageseinrichtungen setzen auf Qualität und tragen damit dazu bei, dass Kinder einen guten Start ins Leben haben. Evangelische Kindertageseinrichtungen ermöglichen den Kindern, ihre Einzigartigkeit, ihre Fähigkeiten, ihre jeweils eigenen Potenziale entfalten und entwickeln zu können. Sie unterstützen die natürliche Neugier der Kinder, fördern die Fähigkeit, eigene Fragen zu stellen und Antworten zu geben.

In evangelischen Kindertageseinrichtungen arbeiten Menschen, die fähig und bereit sind, in Beziehung mit den Kindern – und deren Eltern – zu gehen. Sie begleiten sie – auch in schwierigen Situationen – vertrauensvoll und fordern sie behutsam. Sie reflektieren kontinuierlich die Erwartungen und Rückmeldungen der Eltern und der Kinder sowie ihre eigene Arbeit und machen diese für die Qualitätsentwicklung nutzbar.

In evangelischen Kindertageseinrichtungen ist der – eigene – Qualitätsanspruch glaubhaft und authentisch erkennbar, so wie Glaube und Spiritualität – kindgerecht – gelebt und vermittelt werden. Evangelische Kindertageseinrichtungen gestalten das – kirchengemeindliche – Gemeinwesen aktiv mit und sind elementarer Bestandteil der kirchlichen und politischen Gemeindeentwicklung.

Gute evangelische Kindertageseinrichtungen sprechen für Qualität im Sinne eines guten Starts im Leben für die Kinder.



Prof. Dr. Hans-Joachim Puch:

Erziehung in einer individualisierten Gesellschaft ist für die Eltern, aber auch für Kindertageseinrichtungen schwieriger geworden. Die Betreuung von Kindern allein reicht nicht mehr aus. Schon in der frühen Kindheit werden die Weichen für eine Teilhabe an Bildung gestellt und die Vermittlung christlicher Werte ist keineswegs mehr selbstverständlich. Evangelische Kindertageseinrichtungen dürfen sich deshalb nicht in einen Schonraum zurückziehen, sie müssen sich diesen Herausforderungen aktiv stellen. Eine gute evangelische Kindertageseinrichtung beginnt bei der Qualifikation des Personals. Die Mitarbeiterinnen sind sehr gut ausgebildet und sie sind offen für berufliche Fort- und Weiterbildungen. Fachliche Kompetenzen allein reichen jedoch nicht aus. Im Umgang mit Kindern spielt die Persönlichkeit der Erzieherinnen eine wichtige Rolle. Durch ihre Persönlichkeit und ihre Ausstrahlung geben sie wichtige Impulse für eine christliche Werteerziehung. Diese zeigt sich in einem offenen und wertschätzenden Umgang mit den Kindern, aber auch in einer sinnstiftenden Lebensbegleitung, die in den Alltag der Kindertageseinrichtung integriert ist. Neben einer Zusammenarbeit mit den Eltern „auf Augenhöhe“ rundet die Kooperation zwischen Kirchengemeinde und Kindertageseinrichtung das Profil ab. Eine gute evangelische Kindertageseinrichtung zeigt damit Qualität und ein klares Profil.

Rosemarie Reichelt:

Die Antwort auf diese Frage lässt sich für mich an verschiedenen Faktoren festmachen:

1. Am offenen und respektvollen Umgang mit anderen Kulturkreisen und anderen Religionen. Nächstenliebe und Solidarität können bereits Kinder erleben im konkreten Miteinander von Menschen unterschiedlichster sozialer Herkunft, anderer Religionen und Nationalitäten. Sie haben die Möglichkeit, sich mit ihrer eigenen Herkunft konstruktiv auseinanderzusetzen – und mit der ihrer Mitmenschen.
2. An der Bereitschaft der Mitarbeitenden, mit den Kindern über „Gott und die Welt“ nachzudenken und sich mit anderen Sinnmodellen auseinanderzusetzen.
3. An der Vermittlung von Geborgenheit und Vertrauen, von gesellschaftlichen Werten wie Solidarität, Toleranz und Achtung gegenüber dem Mitmenschen und der Natur. Diese Grunderfahrungen befähigen Kinder, auch Grenzen zu erleben, Konflikte auszutragen und zu bewältigen.
4. An erkennbaren Ritualen; dazu gehört u. a. auch ein geregelter Tagesablauf, in dem Gesang und Gebet, Stille und Meditation ihren festen Platz haben und den Kindern Halt geben.
5. Dass Feste im Jahreskreislauf gefeiert werden, die der Bewahrung von christlichen und weltlichen Traditionen dienen und immer wieder neue Aspekte des Miteinanders ermöglichen.



Rolf Roßteuscher:

Gut ist ein Kindergarten nach meinem Verständnis dann, wenn Kinder hier eine entscheidende Grunderfahrung machen können: Die Erfahrung, dass sie angenommen und wertgeschätzt sind. Dass sie als Persönlichkeiten mit ihren Bedürfnissen und mit ihren Fähigkeiten respektiert werden. Und dass sie lernen können, in gleicher Weise auch anderen zu begegnen. Dazu gehört, dass auch die beteiligten Erwachsenen, also Träger und Personal, respektvoll und wertschätzend miteinander umgehen.

Das ist gut.

Das ist zwar auch evangelisch, aber es gilt eben für jeden guten Kindergarten. Zum „guten evangelischen“ Kindergarten gehört darum noch etwas Weiteres. Nämlich, dass hier erkennbar auch das Recht der Kinder auf Religion ernst genommen wird. Konkret: Die Kinder können Religion(en) begegnen und sie erleben. Sie entdecken die Bedeutung von ethischen Werten für unser Leben. Ihre existenziellen Fragen werden erkannt und mit ihnen gemeinsam reflektiert. So wird ethische und religiöse Bildung umgesetzt.

Das ist dann zwar eigentlich auch wieder ein wünschenswertes Kennzeichen jedes guten Kindergartens, aber von einem guten evangelischen Kindergarten brauche ich mir das nicht nur zu wünschen. Von ihm kann ich das erwarten.



Dr. Hermann Ruttmann:

„Gut evangelisch“ ist ein Kindergarten, in dem immer mal wieder ein Pfarrer zu sehen ist: Bei einem Kinderabendmahl am Gründonnerstag, an dem Jesu Weg auch geschmeckt werden kann; bei einer Weihnachtsfeier, die mit Posaunenchor im Freien oder in der Kirche daran erinnert, dass Gott ein kleines Kind wird; an den Familiengottesdiensten in der Kirche, in denen die Kindergartenkinder ihren Beitrag leisten. Wenn die Kinder zu Hause erzählen von ihrem aufregenden Tag im Kindergarten, dann sollten die Eltern den Jahreskreis der Kirche erkennen können. Wenn sie von der Waldwoche oder Ähnlichem heimkommen, können sie vom Wunder der Schöpfung erzählen: dass es eine Ordnung in der Welt gibt, die wir auf Gott zurückführen. Dass Leben ein Geschenk ist, das wir hegen und pflegen sollen und nicht zerstören. Dann ist ein Kindergarten „gut evangelisch“. Das Betriebsklima gehört für mich auch dazu. Dass die Teammitglieder wahrgenommen werden in dem, was sie ausmacht: mit ihren Fähigkeiten, aber auch mit ihren Schwächen, die sie dann auch zeigen dürfen. Dass die Leitung und die Pfarrerin sich dann auch mal einsetzen für bessere Arbeitsbedingungen und eine gute Personalausstattung. Und „gut evangelisch“ ist ein Kindergarten dann, wenn das Kind der Mittelpunkt ist, als unverwechselbares Geschenk Gottes.



Foto: ELKB/Rost



Regine Weller:

Wenn ich in den Kindergarten komme, dann spüre ich eine positive Grundstimmung in der Einrichtung – bei den Kindern, bei den Eltern und bei den Mitarbeitern. Ich höre Singen und Lachen aus den Räumen oder erlebe gespannte Aufmerksamkeit. Ich sehe glänzende Kinderaugen, die die innere Freude an neue Erfahrungen der Kinder widerspiegeln. Eine gute evangelische Kindertageseinrichtung erkenne ich daran, dass Träger, Mitarbeiter und Eltern zum Wohl der Kinder partnerschaftlich zusammenarbeiten und die Rahmenbedingungen, die u.a. durch das BayKiBiG vorgegeben werden, optimal umsetzen. Auf Anrieb wird so sichtbar und spürbar, dass jedes einzelne Kind als Geschöpf Gottes in seiner Einzigartigkeit wahr- und angenommen wird. Die Kinder erleben ergänzend zu ihrem Zuhause Geborgenheit, Wertschätzung und liebevolle Begleitung. Christliche Werte werden im Kindergartenalltag gelebt, die christliche Botschaft und christliche Traditionen werden den Kindern altersgerecht nahe gebracht.



Elke Wuthe (Stellvertretende Vorsitzende des Verbandsrats):

Für mich machen einen guten evangelischen Kindergarten die Atmosphäre und die Angebotsgestaltung des Hauses aus. Fühle ich mich willkommen, wenn ich eintrete? Werden Eltern und Kinder individuell freundlich und zugewandt begrüßt? Strahlen die Mitarbeiterinnen eine positive, wertschätzende Haltung aus? Sind Angebote individuell auf die Kinder abgestimmt, fordern sie zu Selbsttätigkeit und Selbstbestimmung auf – sind die Serviceleistungen familienunterstützend und flexibel nutzbar möglich? Begründen sich die Einstellungen und Handlungsweisen auf einem Bild des Kindes als ein von Gott gewolltes Geschöpf – machen sich der Glaube der Mitarbeiterinnen in ihrer Haltung deutlich und zeigen sie dies in Gebeten, Geschichten, Andachten und Gesprächen mit den Kindern? Haben die Kinder die Chance, die Kirche als Ort der Begegnung, an dem man Kraft und Zuversicht schöpfen kann, kennenzulernen – in der Person des Pfarrers, der mit ihnen über Gott und Jesus spricht, Gottesdienste feiert und im Alltag des Kindergartens vorkommt? Lernen sie ihren Nächsten – ihre Gruppe – als gleichwertige „Brüder und Schwestern“ kennen, die egal welcher Herkunft – geschätzt und als bereichernd empfunden werden? Das alles kann Ausdruck finden in der Begegnung der Kinder und Familien in der evangelischen Kirchengemeinde, vor allem aber in der gelebten Gemeinschaft in der Kindertagesstätte, die sich nach außen öffnet und ihr soziales Umfeld annimmt und im miteinander Tun Bereicherung findet.

Es ist normal, verschieden zu sein



„In Kindertageseinrichtungen hat die gemeinsame Erziehung, Bildung und Betreuung für Kinder mit und ohne Behinderungen ihren Ursprung in Deutschland. Seit Mitte der 1980er Jahre sind die Bestrebungen um eine integrative Pädagogik insbesondere in den evangelischen Kindertageseinrichtungen erfolgreich umgesetzt worden. Sie gelten als Motor und vielerorts als Keimzelle für die Integration von Kindern mit Behinderungen und stellen die institutionellen Rahmenbedingungen für eine erfolgreiche Umsetzung und gegen die Ausgrenzung dieser Kinder aus dem Alltag von Kindertageseinrichtungen sicher.“

aus: Es ist normal, verschieden zu sein. Inklusion leben in Kirche und Gesellschaft. Eine Orientierungshilfe des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Gütersloher Verlagshaus, 2014, ISBN 978-3-579-05975-4, S. 98.

Zwingend notwendig!

Auszüge aus unseren Positionen

Am liebsten hätten wir an dieser Stelle all unsere Positionen und Stellungnahmen aus der letzten Zeit für Sie abgedruckt. Dies wäre für den Durchblick aber zu umfangreich. Daher haben wir einige Punkte für Sie zusammengefasst, damit sie nicht in Vergessenheit geraten – sie bleiben brandaktuell.

Zur Änderung der **5-Tage-Regelung** haben wir uns in einer Stellungnahme positiv geäußert:

„Die geplante Aussetzung der Rechtsfolgen von Fehlzeiten durch das Einfügen von § 28, Abs. 2 AVBayKiBiG wird sehr begrüßt. Dieser Schritt war zwingend notwendig geworden“.

(Stellungnahme – geplante Änderung der AVBayKiBiG vom 04.11.2014)

Die Diakonie Bayern nimmt derzeit Stellung zum **Integrationsprogramm der Bayerischen Landesregierung**. Wir haben uns an diesem Prozess beteiligt. Unter anderem haben wir dazu eingebracht:

- Erzieherinnen brauchen mehr Zeit, um sich um einzelne Kinder zu kümmern, mit ihnen zu sprechen. Dies bedeutet, dass weiter die Verbesserung des Anstellungsschlüssels in Kindertageseinrichtungen anzustreben ist.
- Maßnahmen, die das pädagogische Personal inhaltlich nachhaltig stärken, wie das von 2008 bis 2011 aufgelegte Projekt der Sprachberatung, sind dauerhaft anzustreben.
- Netzwerke, die beispielsweise bei der Übersetzung helfen, sollten aufgebaut werden und insbesondere die Einrichtungsleitungen unterstützen.
- Maßnahmen, die Kinder mit Migrationshintergrund separieren und stigmatisieren, sollten nicht weiterverfolgt werden. Dazu gehört insbesondere die Maßnahme der im bisherigen Programm genannten „Vorkurse Deutsch“.

(Position zum Integrationsprogramm der Bayerischen Staatsregierung vom 15.11.2015)

Der Verband hat auch **Vorschläge für die strategische Perspektive zum Bildungshandeln unserer Kirche** gemacht (vgl. hierzu den Beitrag von Christiane Münderlein auf S. 8).

■ Kirche unterstützt Bildung von Anfang an

[...] Es stellt sich also die Herausforderung, Mitarbeitende in den Einrichtungen als größte Berufsgruppe in unserer Kirche in ihrem kirchlichen Bildungsverständnis und -handeln zu stärken und PfarrerInnen in der Wahrnehmung ihrer Rolle als Trägervertreter zu stärken. „Die Würdigung und Förderung der beruflichen Professionalität der ErzieherInnen bedarf kirchlicherseits noch höherer Aufmerksamkeit und Anstrengungen.“ (II.2.1 Bildungskonzept)

■ Kirchliche Bildung stellt den Menschen in den Mittelpunkt

[...] Der Auftrag, dass Kirche eine „Kirche für andere ist“, sich für „Kinder und kommende Generationen“ einsetzt, die „keine Stimme in politischen Entscheidungsprozessen der Gegenwart“ haben, hat auch konkret den Einsatz für entsprechende Rahmenbedingungen zur Folge, dass diese Bildungsindividualisierung gelingen kann. Der Mensch steht im Mittelpunkt, auch bei der Diskussion um die Umverteilung finanzieller Mittel für Bildung – und nicht umgekehrt.

(Auszug aus einem Papier zur „Anhörung zum überarbeiteten Bildungskonzept der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern“ vom 02.12.2014)

Resolution für die Erhöhung des Basiswertes

Die Mitgliederversammlung des Evangelischen KITA-Verbandes Bayern begrüßt den Beschluss der bayerischen CSU-Landtagsfraktion vom 25.06.2014, die zweite Stufe der bereits geplanten Elternbeitragsentlastung derzeit nicht umzusetzen und das Geld in die Qualität zu investieren. Dies ist ein guter erster Schritt. Eltern brauchen Entlastung, darüber besteht Einigkeit. Jedoch gilt es zu berücksichtigen, dass Eltern nicht nur durch Geldleistungen, sondern auch durch eine gute Infrastruktur und eine gute Qualität in den Kindertageseinrichtungen unterstützt werden.

Bisher ist es mit den derzeitigen finanziellen Mitteln kaum möglich, die Anforderungen des Bayerischen Kinderbildungs- und -betreuungsgesetzes (BayKiBiG) und des Bayerischen Bildungs- und Erziehungsplanes zu erfüllen. So können z. B. bei schwankenden Kinderzahlen und Ausfällen von Mitarbeitenden in den Einrichtungen, Stabilität und Beziehungskontinuität nicht gewährleistet werden. Eine Erhöhung des Basiswertes durch Land und Kommunen wird dringend benötigt. Mit einer solchen Erhöhung können die zusätzlichen finanziellen Mittel unmittelbar in die Verbesserung der Qualität der Arbeit vor Ort in den Einrichtungen fließen. Damit können mancher Orts z. B. Verträge entfristet und der Anstellungsschlüssel verbessert werden. Die Mittel würden so direkt den Kindern - und damit auch den Eltern - zugute kommen.

Die Mitgliederversammlung des Evangelischen KITA-Verbandes Bayern appelliert an die Bayerische Staatsregierung, den Bayerischen Landtag, den Bayerischen Gemeindetag sowie den Bayerischen Städtetag:

Investieren Sie jetzt in die Qualität der Kindertageseinrichtungen!

- Wir appellieren an die bayerische Staatsregierung, sich dem Beschluss der CSU-Fraktion, die 63 Millionen Euro in eine Erhöhung des Basiswertes fließen zu lassen, zeitnah anzuschließen. Für die Träger und Einrichtungen ist es wichtig, dass der Beschluss möglichst zeitnah umgesetzt wird. Darüber hinaus brauchen sie dringend Klarheit über die Verteilung und Höhe der Mittel, damit sie schon jetzt Maßnahmen planen und in die Wege leiten können.
- Wir appellieren an den Bayerischen Landtag, das zusätzliche Geld für die Erfüllung bereits bestehender Qualitätsanforderungen zur Verfügung zu stellen. Schaffen Sie keine weiteren Regelungen, die wiederum neuen Aufwand erfordern. Das Geld soll in die Qualität und nicht in die Erfüllung neuer bürokratischer Hürden fließen.
- Wir appellieren an den bayerischen Städtetag und den bayerischen Gemeindetag, sich - so wie es im BayKiBiG vorgesehen ist - an der erhöhten Förderung zu beteiligen. Die Förderlogik des BayKiBiG sieht eine gleichhohe Beteiligung der Kommunen an der gesetzlich geregelten Mindestfinanzierung vor.

Auf der Mitgliederversammlung 2014 wurde eine **Resolution zur Erhöhung des Basiswertes** verabschiedet. Diese Forderungen sind noch immer genauso dringlich wie im letzten Jahr und wir werden uns auch weiterhin für eine verbindliche Erhöhung des Basiswertes einsetzen (vgl. hierzu auch den Beitrag von Ludwig Selzam, S. 4 f.)

Die Mitgliederversammlung des Evangelischen KITA-Verbandes Bayern begrüßt den Beschluss der bayerischen CSU-Landtagsfraktion vom 25.06.2014, die zweite Stufe der bereits geplanten Elternbeitragsentlastung derzeit nicht umzusetzen und das Geld in die Qualität zu investieren. Dies ist ein guter erster Schritt. Eltern brauchen Entlastung, darüber besteht Einigkeit. Jedoch gilt es zu berücksichtigen, dass Eltern nicht nur durch Geldleistungen, sondern auch durch eine gute Infrastruktur und eine gute Qualität in den Kindertageseinrichtungen unterstützt werden.

- Wir appellieren an die Bayerische Staatsregierung, sich dem Beschluss der CSU-Fraktion, die 63 Millionen Euro in eine Erhöhung des Basiswertes fließen zu lassen, zeitnah anzuschließen. Für die Träger und Einrichtungen ist es wichtig,

dass der Beschluss möglichst zeitnah umgesetzt wird. Darüber hinaus brauchen sie dringend Klarheit über die Verteilung und Höhe der Mittel, damit sie schon jetzt Maßnahmen planen und in die Wege leiten können.

- Wir appellieren an den Bayerischen Landtag, das zusätzliche Geld für die Erfüllung bereits bestehender Qualitätsanforderungen zur Verfügung zu stellen. Schaffen Sie keine weiteren Regelungen, die wiederum neuen Aufwand erfordern. Das Geld soll in die Qualität und nicht in die Erfüllung neuer bürokratischer Hürden fließen.
- Wir appellieren an den Bayerischen Städtetag und den Bayerischen Gemeindetag, sich - so wie es im BayKiBiG vorgesehen ist - an der erhöhten Förderung zu beteiligen. Die Förderlogik des BayKiBiG sieht eine gleich hohe Beteiligung der Kommunen an der gesetzlich geregelten Mindestfinanzierung vor.

(Auszug aus der Resolution der Mitgliederversammlung des Evangelischen KITA-Verbandes Bayern, verabschiedet am 03.07.2015)

Impressionen aus der Verbandsarbeit 2014/2015

Mitgliederversammlung 2014



Auszüge aus der
Resolution zur Erhöhung
des Basiswertes (S. 34) und
eine Zusammenfassung des
Vortrags von Prof. Dr. Tassilo
Knauf (S. 21) finden Sie in
diesem Heft.



Weiterbildung Leitung & Management



Wie unsere Weiterbildungen
in die Praxis hineinwirken,
lesen Sie ab Seite 59.



Zertifikatsverleihung „Fachkraft in Kitas“ 2014 und 2015



Hintergrundinformationen und einen Bericht über die bisher abgeschlossenen Kurse zur Weiterbildung „Fachkraft in Kitas“ finden Sie auf Seite 56.



Qualität und Verlässlichkeit

Der Evangelische KITA-Verband Bayern
auf der ConSozial 2014

Im letzten Jahr war der Evangelische KITA-Verband wieder mit einem Stand auf der ConSozial, der jährlichen Messe der Sozialwirtschaft, mit einem Stand vertreten. Mehr als 5000 Besucher kamen zur Messe und zum zeitgleich stattfindenden Kongress zum Thema „Zwischen Anspruch und Wirklichkeit – KITA im Aufbruch“. Wie immer trafen sich an unserem Stand Interessierte aus den Einrichtungen, Träger, Fachleute aus Politik und Wissenschaft und Pressevertreter zu angeregten Gesprächen, zum fachlichen Austausch und natürlich

auf eine Tasse Kaffee. Das lenkte aber nicht davon ab, dass wir eine wichtige politische Forderung im Gepäck hatten: „VERLÄSSLICHE(r) BASIS(wert) FÜR QUALITÄT! – Beschluss im bayerischen Kabinett nachbessern!“

Das Thema Qualität stand auch im Mittelpunkt unserer Impulse auf dem Kongress der ConSozial, für die wir Prof. Dr. Iris Nentwig-Gesemann gewinnen konnten (siehe hierzu auch den Artikel auf S. 14). ■



Am Stand ergibt sich die Gelegenheit für Gespräche.

Presserundgang am Stand: Eine gute Gelegenheit, um auf unsere Forderungen hinzuweisen.

Reinhilde Rauscher

Barock trifft Moderne

Mit Freude schauen wir auf ein gelungenes
Kunstprojekt im Kindergarten
Regenbogen Wilhermsdorf zurück

Ausgangssituation, Themen- findung und Zielsetzung

Anlass dieser Projektarbeit war das 300-jährige Jubiläum der evangelischen barocken Hauptkirche, das während des gesamten Jahres in Wilhermsdorf gefeiert wurde.

Die Mitarbeiterinnen des Kigateams haben selbst Interesse an Kunst in vielerlei Erscheinungsformen und die Erfahrung gemacht, dass die Beschäftigung damit das Leben bereichert und Freude macht. So war das Projekt sicher etwas Besonderes, aber dennoch eingebunden in die Gesamtkonzeption der Einrichtung. Dieses Projekt eröffnete jedem einzelnen Teammitglied neue Perspektiven. Zum einen wurde persönliche Offenheit gegenüber verschiedener Kunst erschlossen, zum anderen wurden alte Interessen wiederentdeckt. Die Basis innerhalb des Teams muss vorhanden sein, um Projekte dieser Dimension mit entsprechenden Vor- und Nachbereitungen im praktischen wie im geistigen Sinne zu tragen.

Die Zielsetzung dieses Projekts war neben Öffentlichkeitsarbeit – das künstlerische Tun der Kinder nach außen zu tragen – hauptsächlich, die Phantasie und Neugierde eines jeden Kindes zu wecken, das eigene kreative und künstlerische Potenzial zu entdecken und zur Umsetzung zu befähigen und ihm dazu Raum, Zeit und die Möglichkeit zum Ausleben zu geben. Durch kreative Prozesse, durch das „selber erschaffen und kreieren“,

wird das Selbstwertgefühl der Kinder gestärkt. Durch den schöpferischen Prozess lernen die Kinder mitgestalten und mitmachen. Sie spüren, dass sie nicht wirkungslos sind, sondern etwas tun können, etwas bewegen können. Die Zeit vor der Schule dient, frei von schulischem Lernen, dazu, sogenannte Basiskompetenzen entwickeln zu können, auf denen später die schulische Bildung aufbauen kann.

„Barock“

Das Thema scheint auf den ersten Blick nicht gerade kindgerecht im Sinne von lebenswirklichkeitsnah. Es hat sich aber gezeigt, dass Kinder durchaus Neugierde und Begeisterung zeigen, wenn Themen so aufbereitet werden, dass sie das Interesse der Kinder wecken. Hierzu folgende Anmerkung: (Mattenklo, S. 81) Das Gespräch sollte „wie eine festliche, die Neugier und Aufmerksamkeit weckende Ouvertüre“ eröffnet werden. Dafür gibt es verschiedenste Zugänge.

Wir im Kindergarten sind eingetaucht in eine andere Zeit. Die Kinder konnten erfahren, dass die Menschen nicht immer so gelebt haben, wie wir jetzt leben. Alltag und Lebensart sahen vor 300 Jahren anders aus. Nach einer Einführung über die fürchterlichen Gerüche und schlimmen hygienischen Zustände in der Barockzeit folgten ausgiebige Gespräche, in denen die Kinder die Zustände der damaligen Zeit mit der heutigen Zeit verglichen. Ganz intensiv beschäftigten sie

die Themen Körperhygiene und die Verwendung von Wasser – die Angst vor Wasser in der Barockzeit, das Pudern von Körper und Haaren sowie die Entsorgung der Abfälle.

Ausgehend von der Geschichte über die Gräfin Franziska Barbara, Stifterin der barocken Hauptkirche, kamen wir zum Thema Kleidung in der Barockzeit. Zu diesem Zeitpunkt hatte uns der Barock bereits in seinen Bann gezogen. Gemeinsam mit den Kindern forschten wir weiter im Internet, in historischen Büchern und Aufzeichnungen und sichteteten nach und nach sämtliche Bereiche, die die Barockzeit zu bieten hat.

Es entstanden beeindruckende Kunstwerke:



Die Gemälde ersetzen den Fotoapparat, den es damals noch nicht gab. In der Barockzeit wollten die Künstler Dinge und Menschen so darstellen, wie sie auch in Wirklichkeit aussahen. Es entwickelte sich die Bildgattung „Stilleben“.

Nach etlichen Gesprächen und Bildbetrachtungen von Stilleben arrangierten die Kinder ihr ganz eigenes Stilleben. Ein selbst gestalteter goldener Bilderrahmen vollende das Arrangement. Im Vordergrund standen immer das eigenhändige Ausprobieren, das Sammeln vielfältiger Erfahrungen, die zu ganz unterschiedlichen Ergebnissen führten.

„Moderne“

Der Einstieg in die „Moderne“ gestaltete sich insofern nicht schwierig, da die Kinder immer wieder den Bezug zur Gegenwart herstellten. Jim Dine, ein zeitgenössischer amerikanischer Künstler, faszinierte uns mit seinen Herzbildern. Über die Begegnung mit Kunstwerken und Künstlern gewinnen die Kinder Eindrücke von der Vielfalt der Bildwelten und können Gemeinsamkeiten zwischen ihrem eigenen Schaffen und dem der Künstler entdecken. Kinder lernen, bewusst wahrzunehmen, zu beobachten, zu beschreiben und zu interpretieren. Immer wieder saßen die Kinder vor ihren Kunstwerken und unterhielten sich. Durch Nachfragen entstand ein reger Austausch, bei dem die Kinder die Gesprächsführung übernahmen. Uns beeindruckten dabei die differenzierten Wahrnehmungen und die Äußerungen der Kinder. Sie konnten nicht nur Farbnuancen unterscheiden, sondern Formen und Größenverhältnisse benennen.

In der letzten Einheit unseres Projekts „Barock trifft Moderne“ war es nun so weit. Wir



haben einen „echten Künstler“ eingeladen, um mit den Kindern und uns zu arbeiten. Als Einstieg wählten wir eine Fantasiereise ins Land der Collage. Es half, den ersten Kontakt zwischen Künstler und den 25 Kindern zu vereinfachen. Der erste Projekttag bestand darin, die Collage anzulegen. Eine weitere Aktion dieser Einheit war das Bemalen der getrockneten Collagen mit jeweils zwei Lieblingsfarben. Durch die Impulse, die Herr Schülein setzte, veränderten die Kinder ihre Werke eigenständig. Es entstanden immer wieder neue Interaktionen. Jegliche Fantasie durfte ausgelebt werden. Manche Kinder schafften ganz vertieft an ein und demselben

Objekt. Es war eine Freude, dies mit anzusehen. Die nachfolgenden Tage beinhalteten, neben kleineren Verschönerungen, Reflexionen der Kinder über das gesamte Projekt.

Den Abschluss des Kunstprojekts „Barock trifft Moderne“ bildete eine Ausstellung in der Galerie des Rathauses der Marktgemeinde. Zur Eröffnung waren Künstler, Eltern, Kindergartenkinder und viele Interessierte eingeladen worden. Die Ausstellung war nach der Eröffnung noch für zwei Monate für die Öffentlichkeit zugänglich. Die Resonanz bei den Besuchern der Vernissage war überaus positiv und sehr ermutigend für künftige Projekte dieser Art. ■



Collage auf Leinwand, 40 x 70: Gräfin Franziska Barbara, Stifterin der barocken Hauptkirche zu Wilhermsdorf

Weitere Bilder finden Sie auf der Homepage des Kindergartens: www.wilhermsdorf.info > Unsere Kindertagesstätten > Kindergarten Regenbogen > Aktuelles

Reinhilde Rauscher

ist Leiterin des Evangelischen Kindergartens Regenbogen in Wilhermsdorf.

Weitere Bilder aus dem Projekt finden Sie auf S. 28 und auf der Titelseite.

Gudrun Trabert

Inklusion wagen

Alle Beteiligten sind Gewinner

Gut 15 Jahre ist es jetzt her, dass ein Elternpaar bei uns im Kindergarten stand und sein Kind anmelden wollte. Unsicher, fast wie Bittsteller, traten sie auf, schüchtern fragend, ob wir ihr Kind überhaupt nehmen würden. Ihr Kind war krank – Diabetes. Andere Kinder ihrer Selbsthilfegruppe würden in Regelkindergärten nicht genommen werden, müssten in Sondereinrichtungen gehen, berichteten sie damals.

Daher auch ihre Angst, dass es ihrem Kind bei uns genauso gehen würde, wir die spezielle Betreuung ihres Kindes nicht leisten würden. Ohne lange zu überlegen, haben wir als Team den Eltern sofort die Zusage gegeben,

dass ihr Kind bei uns aufgenommen würde. Von Inklusion im Gesetz war damals noch lange nicht die Rede – unsere christlich-ethische Grundhaltung und die Ansicht, dass alle Kinder das Recht haben sollen, gemeinsam

mit ihren Orts- und Spielkameraden leben, lernen und wachsen zu dürfen – das war unsere Basis. Damals waren die Eltern uns unendlich dankbar, dass wir ihr kleines Mädchen aufgenommen hatten. Zurückblickend gesehen, müssen eigentlich wir dankbar dafür sein, dass dieses Kind zu uns kommen wollte, denn damit begann für uns eine wunderbare Entwicklung hin zur integrativen Kindertagesstätte.

Mittlerweile haben wir in den zwei Gruppen unseres Kindergartens immer zwischen 6

Es ist normal, verschieden zu sein



Unterschiedliche Modelle der Behinderung (Esther Bollag)

1. Medizinisches Modell:

- Ursache: organische Schädigung
- Träger der Schädigung ist der einzelne Mensch.
- Strategie dagegen: medizinische Behandlung und Rehabilitation oder Selektion
- Der Einzelne muss sagen: »Ich bin behindert!«

2. Soziales Modell:

- Ursache: nicht angepasste Umwelt
- Träger der Behinderung ist die Gesellschaft.
- Strategie dagegen: Umwelt verändern
- Der Einzelne kann sagen: »Ich werde behindert!«

3. Kulturelles Modell:

- Ursache: kulturell/weltanschaulich diskriminierende Denkmuster
- Träger: sowohl der/die Einzelne wie die Gesellschaft (z. B. Medien)
- Strategie dagegen: Denkweisen (Konzeptionen) und Bilder infrage stellen; alle können sagen: »Behinderung beginnt im Kopf! – Enthinderung auch!«
- Eine Unterform von kulturell-weltanschaulichen Denkmustern sind die theologischen Muster, die in der Kirche und allgemein in der Gesellschaft vertreten werden.

aus: Es ist normal, verschieden zu sein. Inklusion leben in Kirche und Gesellschaft. Eine Orientierungshilfe des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Gütersloher Verlagshaus, 2014, ISBN 978-3-579-05975-4, S. 39.

und 10 behinderte oder von Behinderung bedrohte Kinder. Es sind körperlich und geistig behinderte Kinder genauso wie Kinder mit psychischen Problemen oder Entwicklungsrisiken. Wir fragen nicht danach, ob ein Kind in unseren Kindergarten passt, sondern wir passen uns den Bedürfnissen jedes Kindes

an. Das ist eigentlich gar nichts Neues, denn jede Erzieherin tut das in ihrer täglichen Arbeit doch immer wieder – warum also nicht auch in Bezug auf behinderte Kinder?

Unendlich viel haben wir in den vergangenen Jahren von unseren „Integrationskindern“

gelernt. Viel mehr Herzenswärme, viel mehr Verständnis, viel mehr Kreativität in der Umsetzung der Betreuungs- und Bildungsaktivitäten, viel mehr Struktur im Alltag und viel mehr Reflexion und auch Hinterfragen unseres Tuns. Und das Allerwichtigste dabei:

Bei der Umsetzung der Inklusion sind alle Beteiligten Gewinner. Nach 15 Jahren können wir folgendes Fazit ziehen:

Vorteile für die Kinder

Inklusion heißt Erziehung zu Toleranz und Friedfertigkeit.

Die Kinder lernen, dass:

- Menschen verschieden sind und alle dazugehören.
- jeder Mensch Stärken und Schwächen hat.
- helfen und um Hilfe bitten für alle Menschen Vorteile bringt.
- Vielfalt die Gemeinschaft bereichert.

Vorteile für die Eltern

Inklusion heißt wohnortnahe Betreuung und Förderung des Kindes.

Eltern schätzen:

- dass ihr Kind mit Nachbarn und Freunden im vertrauten Umfeld aufwachsen darf.
- den engen, vertrauensvollen Kontakt mit Pädagogen vor Ort.
- jeden Tag zu sehen, wie gut es ihrem Kind geht.
- die – wenn nötig – tägliche und zeitnahe pädagogische Beratung.
- die Möglichkeit der engen, fachlichen Zusammenarbeit.

Vorteile für den Kindergarten

Inklusion heißt Erweiterung des fachlichen Horizonts.

Die Teams

- sind mit mehr (Fach-)Personal ausgestattet.
- erweitern ihre Handlungsmöglichkeiten.
- entwickeln ihre Profile weiter.
- schärfen ihren Blick für die Bedürfnisse aller Kinder.
- profitieren von gleitender interner Fortbildung.

Vorteile für den Träger/die Kommune

Inklusion heißt Qualitätsentwicklung.

Die Träger und Kommunen können dadurch:

- ihrer Aufgabe der Bedarfsdeckung leichter nachkommen.
- sozialpolitisch und christlich-ethisch Standards setzen.
- die gesellschaftspolitische Aufgabe der frühen Bildung aller Kinder der Gemeinde mit mehr Qualität füllen.
- die UN-Behindertenrechtskonvention und das BayKiBiG erfüllen.

- attraktiv für Anmeldungen von außen werden.
- (Förder-)Gelder in der eigenen Gemeinde halten.

Wir alle wünschen uns eine bessere Welt. Wer Inklusion betreibt, trägt dazu bei. Nur Mut! ■

Übrigens: Unser Diabetes-Mädchen haben wir nie aus den Augen verloren. Sie wechselte von uns in die örtliche Grundschule, danach in die Realschule und ist zur Ausbildung wieder zurück zu uns gekommen. Sie ist jetzt auf dem Weg, eine engagierte Erzieherin zu werden.

Gudrun Trabert

ist Leiterin des Evangelischen Kindergartens St. Johannis in Uffenheim.

Susanne Baumann

Auf den Hund gekommen

„Tiergestützte Pädagogik“ im Montessori-Weltkinderhaus in Würzburg

Das evangelische Montessori-Weltkinderhaus mit einem offenen Konzept im Würzburger Stadtteil Heuchelhof arbeitet schon lange nach der Pädagogik von Maria Montessori. Das Kinderhaus wird von gut 80 Kindern besucht, die zum Großteil in Hochhäusern leben. Viele unserer Kinder sprechen zu Beginn ihrer Weltkinderhauszeit noch kein Deutsch. Unsere 15 pädagogischen MitarbeiterInnen haben seit jeher die Möglichkeit, ihre persönlichen Stärken und Interessen in das Konzept des Kinderhauses einzubringen. Dabei haben sie die besonderen Bedürfnisse der Kinder unseres Stadtteiles im Blick.

Bei Waldtagen und Spaziergängen hatten Mitarbeiterinnen schon lange bemerkt, dass sich die Kinder zum Teil stark von den Hunden der Passanten angezogen fühlten, aber häufig nicht wussten, wie sie adäquat Kontakt aufnehmen konnten. Oft waren dies auch Kinder, denen es schwerfiel, Freundschaften zu anderen Kindern zu knüpfen. Einige Kinder zeigten auch starke Angstreaktionen bei Begegnungen mit Hunden.

So brachte unsere langjährige Mitarbeiterin Susanne Flasch, die privat seit Jahren einen Hund hält, die Idee ein, mithilfe eines eigenen Kitahundes tiergestützte Pädagogik als festen Bestandteil des Alltags

im Konzept zu verankern. Im Folgenden beschreiben wir diesen Prozess, bei dem sowohl Kinder als auch Eltern, Träger und Team eingebunden waren.

In einem ersten Vorgespräch brachte Frau Flasch die Idee bei Leitung und Träger ein. Danach berichtete sie bei einer Teamsitzung über ihre Absicht. Nach einer Hospitation in einem Erdinger Kinderhaus mit tiergestützter Pädagogik konnte auch dem gesamten Kitaausschuss die Konzepterweiterung vorgetragen werden. Nachdem Träger und Team ihre Unterstützung signalisierten, war es wichtig, „Hund im Alltag“ zu erleben, um Kinder und Mitarbeiter vorzubereiten.

Der gut erzogene und ruhige Privathund der Leitung war sowohl bei Teamsitzungen als auch bei Spaziergängen mit den Kindern dabei. So konnten Groß und Klein erleben, wie es sich anfühlt, einen Hund im Kinderhaus zu haben. Parallel dazu gab es für die Kinder Angebote, bei denen sie sich in Kleingruppen mit den Bedürfnissen von Hunden beschäftigen konnten. Ein Plüschhund namens Rudi war ein gutes Übungsobjekt, der besonders geduldig war und es auch nicht übel nahm, wenn ihm ein Kind versehentlich auf den Schwanz trat ... So waren die Kinder kurze Zeit später Hundexperten und es war höchste Zeit, die Eltern für die Idee zu gewinnen. Nachdem bereits so viel zum Thema Hund gemacht worden war, hatte unsere Mitarbeiterin eine Präsentation erstellt, bei der die Kinder mit Hund und Plüschhund in Aktion zu sehen waren. Das Vorhaben konnte mit Zielen und Rahmenbedingungen vorgestellt werden. Diese Präsentation wurde für die nun folgenden Elterninformationen verwendet.

Der Elternbeirat freute sich über die neue Möglichkeit für die Kinder, denn viele Familien können aufgrund der Berufstätigkeit beider Elternteile sowie räumlich begrenzter Wohnverhältnisse keinen Hund halten, dennoch wird es grundsätzlich begrüßt, wenn die Kinder mit Tieren aufwachsen.

Die Haltung des Elternbeirates war auch bei allen anderen Eltern, die zum Informationsabend „Tiergestützte Pädagogik im Weltkinderhaus“ kamen, spürbar. Die anwesenden Eltern, und auch die später durch einen Fragebogen befragten Eltern, waren ausnahmslos für die Anschaffung eines Kindergartenhundes. Wir hatten grünes Licht, endlich „Nägel mit Köpfen“ zu machen!



Großes Vertrauen auf beiden Seiten



Tiergestützte Pädagogik – das schaukeln wir gemeinsam!

Die Umsetzungsphase konnte beginnen. Bei der Auswahl der Rasse berücksichtigten wir die „Allergiefreundlichkeit“ und Intelligenz des Pudels und das menschenbezogene Wesen des Golden Retrievers. Die Wahl fiel auf einen Goldendoodle, die Kinder fanden diese Hunde besonders „süß und wuschelig“. Nach der Auswahl des Welpen bei der Züchterin schickte diese jede Woche neue Fotos unserer Emmi (so war die kleine Hündin mittlerweile getauft worden), die dann mit den Kindern betrachtet wurden. Auf einer Emmi-Fotowand konnten alle die Entwicklung des Hundes verfolgen. Die Spannung und Vorfreude wuchs stetig, bis der große Tag endlich da war und Susanne Flasch ihren und unseren Welpen bei der Züchterin abholen konnte. Nun durfte Emmi Schritt für Schritt in ihre neue Aufgabe hineinwachsen. Mit den Kindern war besprochen worden, dass Emmi nicht gleich den ganzen Tag für alle Kinder da sein kann. Die Kinder zogen Vergleiche zu Geschwisterchen, die gerade erst auf die Welt gekommen waren („Die müssen immer ganz viel schlafen“, „Die brauchen dauernd die Mama“, „Da darf man nicht so rumschreien, sonst weinen die“ etc.). Frau Flasch nahm sich rund um die Pfingstferien Urlaub und Überstunden, sodass Emmi sich bei ihr zu Hause eingewöhnen konnte. Beinahe täglich fand ein Kurzbesuch bei den Kindern statt. Es war von Anfang an faszinierend, wie leise ein Morgenkreis mit 80 Kindern sein kann, wenn unsere Emmi mit ihren guten Ohren anwesend ist!

Nach dieser wichtigen Prägephase von ca. 6 Wochen kam Emmi bereits täglich zusammen mit Frau Flasch an ihren „Arbeitsplatz“. Abends gingen die beiden dann zusammen nach Hause, da Emmi nicht im Kinderhaus wohnt. Das „Jugendschutzgesetz“ wurde sehr streng eingehalten. Das Büro war der erste Rückzugsort, an der Tür befand sich ein Schild mit dem Foto der schlafenden Emmi – so wussten die Kinder: „Emmi hat Pause“. Für kurze Einheiten mit kleinen Kindergruppen war Emmi von Anfang an mit großer Begeisterung zu haben.

Dieses Programm wurde langsam gesteigert. Jetzt begleitet Emmi die Kinder bei den wöchentlichen Waldtagen, macht mit den



Waldtage ohne Emmi sind längst Vergangenheit.

Vorschulkindern Agility, spielt mit ihnen im Garten und ist bei vielen Morgenkreisen dabei. Für uns ist es immer wieder faszinierend zu sehen, dass Kinder, die nur wenige Worte Deutsch sprechen und dabei noch leise und unsicher sind, laut und deutlich zu Emmi „sitz“ sagen und ihr strahlend ein Leckerli füttern, wenn sie sich hingesetzt hat. Verantwortungsbewusstes streicheln, kraulen, bürsten und Wasser nachfüllen gehört nun zum Tagwerk von Kindern und Hund. Wir haben jetzt im Kinderhaus ein eigenes „Emmizimmer“, in dem die Kinder in Kleingruppen konzentriert und intensiv mit Emmi und ihrer Fachkraft arbeiten können. Hier befinden sich die unterschiedlichsten, zum Teil selbst hergestellten Lern-, Spiel- und Arbeitsmaterialien zum Thema „tiergestützte Pädagogik“ in einer für die Kinder nach Maria Montessori „vorbereiteten Umgebung“.

Wie alle unsere MitarbeiterInnen besucht auch Emmi regelmäßig Fortbildungen. Sie ist am Wochenende zusammen mit ihrem Frauchen in der Hundeschule, bereitet sich auf die Begleithundeprüfung vor und macht Hundesport, wie z. B. Agility.

Doch nicht nur Kinder, Eltern und Team sind stolz auf unsere geliebte vierbeinige Pädagogin. Unser Pfarrer Max von Egidy hat Emmi in der Kirche beim Kindergottesdienst gesegnet. Bei Spaziergängen mit den Kindern wird Emmi von Passanten erkannt und begrüßt, die Schulkinder, die ihre Kindergartenzeit bei uns verbracht haben, freuen sich über jedes Wiedersehen. Bei Neuanmeldungen erhalten wir immer wieder das Feedback, dass unser Kitahund einer von vielen Gründen ist, warum Eltern ihr Kind hier anmelden wollen. So ist Emmi zum sprichwörtlich bekannten „bunten Hund“ auf dem Heuchelhof geworden. Wir sind glücklich, die einzige Kita in Würzburg zu sein, die eine vierbeinige pädagogische Mitarbeiterin beschäftigt, die

- keine abgeschlossene Berufsausbildung hat, aber doch von allen Kindern akzeptiert wird.
- keine Ahnung von pädagogischen Zielen für Kinder im Elementarbereich hat und sie dennoch beim Üben von Disziplin, Geduld, Rücksichtnahme und Verantwortungsbewusstsein unterstützt.
- noch nicht volljährig ist, ohne Bezahlung und Vertrag arbeitet und doch auf keinem anderen Platz der Welt sein möchte.
- selten ihre Stimme nutzt und doch Meisterin im Kommunizieren durch Körpersprache ist.
- nahezu grenzenlos tolerant ist und kleine und große Leute in ihrer Persönlichkeit freudig und offen annimmt. ■

Susanne Baumann

ist Leiterin der evangelischen Montessori-Kita Weltkinderhaus in Würzburg.

Aus dem
Verband

Doris Röbling

„BLICK DURCH“

Ein kunstvoller Teamprozess



Herbst 2013. K-U-N-S-T Einzelnen prangen die Buchstaben auf dem Flipchart. Fünfundzwanzig pädagogische Mitarbeiter schauen mich an ... Ich muss ein bisschen lächeln: „Was hat sie sich denn heut' wieder einfallen lassen?“, steht in ihren Gesichtern. „Unsere Leitung überrascht uns immer wieder.“ Ich lasse das Wort wirken und gebe dann folgende Anweisung: „Ihr habt 20 Minuten Zeit, aus diesen Buchstaben ein Kunstwerk zu zaubern, das Ganze bitte auf DIN A 4. Alle stöhnen auf und sehen sich fragend an. Na gut, los geht's.“

Nach 20 Minuten sind verschiedene Objekte entstanden. Ich betrachte sie alle einzeln wertschätzend mit viel Lob.

„Was denkt ihr? Was fühlt ihr?“ Es kommen viele Kommentare: „Ich bin schon ein bisschen überfordert“, „Ich weiß gar nicht, was du willst“. „Genauso geht es vielen Kindern tagtäglich in den Gruppen“, erkläre ich, „Ihr beschließt, heute wird gemalt, und los geht's ... Ohne für die Kinder erkennbare Zusammenhänge, ohne Lust, ohne Neugier ... „Komm, mal doch mal ein schönes Bild....“

Das war der Einstieg in unser Jahresprojekt Kita Art „BLICK DURCH“

In vielen Teams wurde zunehmend klarer, wie viel Druck sich auch bei Mitarbeitern aufbaute, weil sie dachten: „Oh, meine Güte ... im Juli ist eine öffentliche Vernissage, wir müssen bis dahin eine Sammlung von Kunstwerken der Kinder haben ... wenn nicht, was sagen dann die Eltern, die Öffentlichkeit usw.“ Schnell wurde mir bewusst, dass diese Ängste bei den Kolleginnen, dieser Druck, fertige Produkte zu liefern, sich unmittelbar auf die Kinder auswirkt.

Doch war es nicht das sinnliche Erlebnis, das wir vermitteln wollten, ein Schaffen ohne Druck, ohne Leistung, vielmehr die Lust am Experimentieren mit Materialien jeglicher Art, die haptischen Erlebnisse, die Freude am Material? Im Team wurde viel darüber geredet und in einem Prozess wurden plötzlich daraus Ideen, Gefühle, Selbst-Erlebnisse mit Kunst. (Eine Mitarbeiterin erzählte, sie wollte schon immer mal mit Metall arbeiten – so richtig mit Schweißgerät etc. Bei einer anderen waren es große Skulpturen.) Auf dieser Basis entwickelten wir ein grobes Gerüst unseres Projekts, eine Art Fahrplan (Beruhigung nur für uns, Erzieherinnen brauchen immer einen Plan). Dieser wurde bei der ersten Kinderkonferenz zum Projekt über den Haufen geworfen. Kinder haben ihren eigenen Fahrplan, ihr eigenes Gerüst, mit einem Thema umzugehen. „Lassen wir uns darauf ein?“

Wir Pädagogen zogen uns immer mehr zurück in die Reihe der Kinder – mitten unter ihnen erfuhren wir plötzlich das, was Kunst ausmacht – und nicht nur Kunst, nämlich Spontaneität Liebe zum Detail, Zeit, Erfindungsgeist – ich könnte noch die ganze Seite damit füllen. Die Kinder nahmen uns immer wieder mit in ihre Welt der Sinne, zum Beispiel wenn unsere Krippenzwerge mit Ton am ganzen Körper experimentierten oder wenn wieder mal hochgesteckte Ziele angepasst werden mussten (eine Skulptur sollte in ca. 2 Wochen fertig sein und diese brauchte dann 4 Monate bis zu ihrer Vollendung, was uns täglich aufs Neue begeistert hat). Diese Erfahrungen haben uns im Reggio-orientierten Ansatz unserer Kita bestätigt. Kinder verfügen „über natürliche Gaben und Potentiale von ungeheurer Vielfalt und Vitalität“ (Reggio Children, 1998, S. 63) und können diese entfalten, wenn die Erwachsenen offen sind für unterschiedliche und kreative Wege des Forschens und Lernens.

Viele Materialien, die wir Erwachsenen so gut kennen, wurden einfach neu definiert. Aus Kleiderbügeln wurden Gesichter, aus Gips-

binden erst mal Verbände für Puppenhände und -beine („doch nicht für Bilder“ – so Nele, 4 Jahre).

Viele Prozesse liefen ganz unvermutet: Kolleginnen beobachteten, dass Kinder nur schwer zu allen Materialien im Atelier Zugang hatten. Daraufhin bildete sich eine Kindergruppe, die diesen Raum komplett nach ihren Bedürfnissen umgestaltete und die Materialien neu ordnete nach einfacher Erreichbarkeit und selbst gestalteten Symbolen, die für unsere Kinder verständlich sind. Etwa das „?“ (hier muss man einen Erwachsenen fragen, ob man es nehmen darf). Es war einfach schön zu sehen, wie diese Teams, und ich meine hier Kinder und Erzieher, sich gegenseitig begeisterten und bereicherten.

Auch unsere externen Künstler haben unser Kitajahr mehr als bereichert. Sie gehören jetzt zu unserem Alltag. So bietet unsere Töpferin Kurse für Kinder und Eltern an, unser Bildhauer arbeitet mit den Kindern weiterhin an einer großen Eingangsskulptur.

Unsere Eltern ließen sich mitreißen von ihren eifrigen Kindern, die Woche für Woche ihre eigene Ausstellungsfläche in der gesamten Kita kommentierten und auch schwierige Materialanweisungen weitergaben. „Mama, du musst dich erst eine Woche oder mehr hinsetzen und Papierschnitzel zusammenkriegeln“ (Florian, 6 Jahre). Wir wurden nicht müde, zu dokumentieren und zu fotografieren, und so wurde jede freie Fläche unserer Kita zum „Fenster der Kunst“, in der wir einladen mitzuerleben, was uns bewegt. Als im Juli 2014



unsere Vernissage, der wir im Schloss in Schwaig einen würdigen Rahmen gaben, vorbei war, und wir über dieses bewegte Erlebnis im Team reflektierten, war es eine Kollegin, die es auf den Punkt brachte: „Und jetzt soll es vorbei sein? Ich glaube, jetzt fängt es erst richtig an.“

Aus einem Projekt – mit Start- und Endpunkt – ist ein künstlerischer Prozess geworden, der zum Profil unserer Kita gehört – ist das nicht wirklich ein schönes Bild? ■

Doris Röbling

ist Leiterin der Evangelischen Kita BlickWinkel in Schwaig/Behringersdorf.

Heidi Klein

Wenn der Wolf mit der Giraffe tanzt

Friedlandcamp im Hort

Als wir im Sommer 2011 mit unserem Friedlandprojekt begannen, waren wir der Meinung, dass es sicher dauern würde, bis sich wirklich Frieden in unserer Einrichtung einstellen würde. Doch wir merkten sehr bald, dass jeder Tag, an dem wir uns mit den Kindern Gedanken über dieses Thema machten, Aktionen dazu planten und bei Misserfolgen wieder neu anfangen mussten, schon die eigentliche Friedensarbeit war.

Deswegen passt das Zitat von Mahatma Gandhi, das wir uns zum Leitspruch gemacht haben, sehr gut und beschreibt die Arbeit mit den Kindern auf unserem „Friedensweg“.

Es gibt keinen Weg zum Frieden.
Frieden ist der Weg.

Mahatma Gandhi

Unser Ziel war, eine Friedenskultur zu erarbeiten, die den Kindern hilft, aus den wiederkehrenden Streitereien herauszukommen. Täglich erlebten wir, wie sich bei Kindern ihre nicht gelösten Konflikte aus der Schule oder während der Busfahrt zu uns hochschaukelten und

sich dann bei Ankunft im Kinderhort entluden. Wir wollten Lösungen finden und erarbeiten. So war es für uns ein Segen, dass wir durch Zufall an die Methode der „Gewaltfreien Kommunikation nach Marshall B. Rosenberg“ kamen.

Welche Erfahrungen haben wir in der Praxis gemacht?

Die vier Schritte der „Gewaltfreien Kommunikation nach Marshall B. Rosenberg (GFK)“ begleiten uns täglich in unserer Arbeit mit den Kindern. Sie geben uns Halt und Sicherheit und helfen uns in allen Konfliktsituationen, den „roten Faden“ beizubehalten oder wiederzufinden, wenn er verloren gegangen ist.

Zur Durchführung der GFK sind 4 Schritte notwendig:

- | | |
|-----------------|--|
| 1. Situation | Wenn ich sehe/höre ... |
| 2. Gefühl | dann fühle ich mich ... |
| 3. Bedürfnis | weil ich das Bedürfnis nach ... habe |
| 4. Bitte/Wunsch | und ich bitte dich ... zu tun oder mir zu sagen, ob du dazu bereit bist. |

Bei Konflikten jeder Art, sei es mit den Kindern, zwischen den Kindern, zwischen Mitarbeitern oder auch mit den Eltern, wenden

wir diese vier Schritte an. In unserem „Friedlandcamp“ treffen wir uns bei Bedarf und tauschen sehr intensiv unsere Wahrnehmungen und Gefühle aus. Es ist unglaublich, zu welchen Erkenntnissen die Kinder oft selbst kommen.

Ich erinnere mich noch an einen Streit zwischen drei Mädchen, der sich immer wieder gleich zeigte. Ein Mädchen dieser Dreierkonstellation war beim Spielen nicht erwünscht und wurde mit verschiedenen Aussagen wie „Du bist jetzt nicht mehr meine Freundin!“ immer wieder vergrault oder zurückgewiesen. Dann flossen oft die Tränen! Beim „Friedlandgespräch“ merkten die Mädchen, wie es sich anfühlt, wenn nur bestimmte „Du-Botschaften“ gebraucht werden. Auf einmal verstanden sie, warum es immer wieder Ärger gab! Sie erkannten, dass das Mädchen eigentlich nur das Bedürfnis nach Ruhe hatte und deswegen so reagierte. Dieses Gespräch war ein unglaublicher Schlüsselprozess und die Mädchen erinnern sich heute noch an dieses Ereignis, das sehr nachhaltig war!

Es funktioniert!

Die Konflikte sind deutlich weniger geworden. Für die Kinder ist klar, dass bei uns jeder Konflikt geklärt wird, und zwar so, dass es für jede „Partei“ passt. Konsequenterweise begleitet der Erwachsene den Prozess, bis beide Seiten ein gutes Gefühl haben und eine Lösung gefunden wurde, die von allen getragen wird.

Alles darf sein!

Die Tiere „Giraffe und der Wolf“ mit den jeweiligen Eigenschaften sind wichtige Hilfsmittel für das Bewusstsein. Verhalte ich mich jetzt wie die Giraffe, die für die Herzenssprache steht? Oder habe ich jetzt ein Verhalten wie ein Wolf, der aggressiv gegen andere ist?

Es geht nichts ohne Übung!

Kinder, die neu in die Einrichtung kommen, werden sofort in die GFK eingeführt. Das stellt uns vor eine besondere Herausforderung, denn die Neuen haben nicht die Möglichkeit, sich dagegen zu entscheiden. Das Projekt ist fest im Konzept integriert und wir leben es. Zum Tagesgeschäft in unserer Einrichtung gehört es, den Prozess täglich neu anzuregen, um mit den Kindern positive Erfahrungen zu machen und gute Lösungen zu finden. Durch Gespräche und Vorbildfunktion gilt es Sicherheit zu vermitteln. Auch die Mitarbeiter müssen üben! Fortbildungen, die die Gewaltfreie Kommunikation lehren, sind für uns sehr wichtig und helfen uns in der Praxis. Achtsamkeitsarbeit für das eigene Bewusstsein ist die Basis der Friedensarbeit.

Die Friedensarbeit bauen wir auf der Beziehungsebene auf

Wenn das DU und das ICH ein WIR ergibt, dann können wir jedes Problem lösen. Das ist die Basis im Team, bei den Kindern, im Elternbeirat, im Umgang mit den Eltern und mit dem Träger.



Unser „Friedlandcamp“ im Garten!

Begleitung und Austausch sind nötig!

Von Petra Kröner haben wir gelernt:

- Konflikte sind Probleme – Probleme kann man lösen mithilfe eines Problemlöseprozesses.
- Problemlösefähigkeiten kann man lernen.
- Mit Wahrnehmungsschulung, Empathie, Stressbewältigung, Impulskontrolle, Selbstregulation, Selbstwirksamkeit, Frustrationstoleranz

Auch wenn oft die Zeit im Alltag fehlt, geben wir uns im Team mindestens eine Stunde in der Woche, wo wir für uns sorgen und unsere Beobachtungen austauschen, eventuelle Emotionen klären, unsere eigenen Bedürfnisse aussprechen und daraus Bitten formulieren.

Die Arbeit macht Spaß!

Es schafft eine besondere Energie, wenn ich sicher sein kann, dass es für alles eine positive Lösung gibt. Ich lerne immer besser, gegenseitige Akzeptanz zu üben, in mich reinzuspüren, um mir bewusst zu machen, wo ich gerade bin. Ich mache die tolle Erfahrung, dass ich mit meinem Vorbild **SELBST** etwas bewirken kann, und übernehme die volle Verantwortung für mein Handeln. Diese Erfahrung machen zunehmend auch die Kinder und alle Erwachsenen, die in unserer Einrichtung Interesse an der Friedensarbeit zeigen.

Als Leitung bin ich sicher, dass wir auf einem guten Weg sind, auf dem schon viele „Friedens-Schritte“ gegangen wurden. Außerdem tragen wir mit unserer Friedensarbeit erheblich zur Entwicklung von sozialer Kompetenz in unserer Gesellschaft bei! Wir freuen uns, wenn wir Lust und Interesse an unserer Friedensarbeit wecken können, und laden Sie ein, mit uns Kontakt aufzunehmen. ■

Heidi Klein

ist Leiterin des Evangelischen Kinderhortes Deutenheim.

Stefan W. Römmelt

Auch die Küche ist inklusiv

Deutscher Arbeitgeberpreis an evangelische Kita



Foto der Preisträger, Evangelische Montessori-Kita der Erlöserkirche in Würzburg: Katharina Möstl, stellvertretende Leiterin, Vera Bentele, Behindertenbeauftragte der Bundesregierung, Gerhard F. Braun, Vizepräsident der BDA, Dr. Ursula Schütze-Kreilkamp, Leiterin Personalentwicklung DB Mobility Logistics AG, Frank Hohenadel, Senior Vice President Deutsche Telekom AG, und Christine Labisch, Leiterin der Kita (v. l. n. r.)

Jetzt weiß es auch Kanzlerin Angela Merkel: die Evangelische Montessori-Kita der Erlöserkirche in Würzburg hat bundesweit die Nase vorn.

Am 4. November nahmen im Berliner Hotel Maritim Leiterin Christine Labisch und ihre Stellvertreterin Katharina Möstl den mit 10.000 Euro dotierten „Deutschen Arbeitgeberpreis für Bildung 2014“ im Bereich „Frühkindliche Bildung“ entgegen.

„Damit haben die Arbeitgeber die langjährige vorbildliche Inklusionspraxis in unserer so traditionsreichen und doch ganz auf der Höhe der Zeit arbeitenden Kita in der Zellerau gewürdigt“, freut sich Pfarrer Gerhard Zellfelder für den Träger.

Frau Labisch ergänzt: „Dass die 17-jährige Entwicklung der Kita im Hinblick von der Integration zur Inklusion gesehen wird und das Konzept bundesweit überzeugen kann, freut uns sehr. Insbesondere da wir stetig dabei sind, uns konzeptionell weiterzuentwickeln, und eine bestmögliche Entwicklung für alle Kinder immer unser größtes Ziel ist.“

Inklusiv mit jungen Frauen aus der „Le-



Preisverleihung an die Evangelische Montessori-Kita der Erlöserkirche in Würzburg.

benshilfe“ arbeitet auch die Küche der Kita. Deswegen war neben Herrn Zellfelder, Frau Labisch und Frau Möstl auch Hauswirtschaftlerin und Küchenchefin Silvia Popp mit in die Bundeshauptstadt gereist. Seit Oktober ist die Küche der Kita auch biozertifiziert. Möchten Sie den Preisträgerfilm sehen oder mehr über die Kita erfahren, so können Sie

dieses auf der Homepage der Kita tun: www.kita-erloeserkirche.de. ■

Stefan W. Römmelt

ist Mitglied im Kirchenvorstand der ev.-luth. Kirchengemeinde Würzburg – Martin-Luther-Kirche.



„... behüten auf allen deinen Wegen“

Ein sichtbares Zeichen von Inklusion

Die große Glastür öffnet sich zur Eingangshalle, kleine Füße tappeln über den Boden, vorbei an einem Feld aus Buchstaben, das sich erst bei genauerer Betrachtung als Text entziffern lässt. Kinder mit Schulranzen laufen lärmend die Treppe hoch. Über ihnen schwebt in leuchtendem Rot ein Drache, und ein Engel schaut einem Vater und seinen beiden Kindern über die Schulter. Die Kinder sind auf dem Weg in ihre Gruppen im Kinderhaus St. Martin in Nördlingen. Der Text und der Engel sind Bestandteile des Kunst-am-Bau-Projekts, das im Sommer in der neu gebauten Eingangshalle fertiggestellt wurde.

Seit 1969 betreibt die evangelische Kirchengemeinde Nördlingen im Wemdinger Viertel den Kindergarten St. Martin mit zuletzt vier Gruppen, seit 2006 auch eine Hortgruppe. Allerdings konnten der Kindergarten und die Hortgruppe den veränderten Bedarf nicht mehr abdecken. „Die evangelisch-lutherische Kirchengemeinde Nördlingen als Träger mehrerer Kindertagesstätten legt großen Wert darauf, dass ihre Einrichtungen baulich und konzeptionell den aktuellen Erfordernissen entsprechen“, berichtet Dekan Gerhard Wolfermann. „Es war an der Zeit, mit der Errichtung von Krippengruppen und dem Ausbau des Hortes auf die veränderten familiären Bedingungen zu reagieren. Wie die künstlerische Gestaltung des Bibelwortes *er hat seinen*

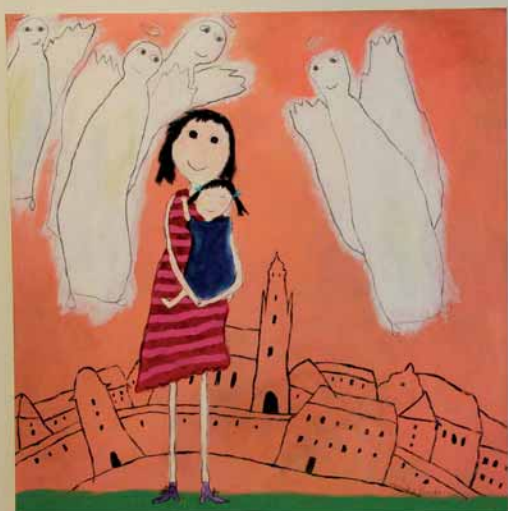
Engeln befohlen, dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen' zum Ausdruck bringt, verstehen wir es als unseren Auftrag, daran mitzuarbeiten, dass Kinder behütet heranwachsen und ihre Gaben und Fähigkeiten entfalten können. Die gesellschaftlich und auch persönlich gewollte Berufstätigkeit der Mütter, die zunehmende Zahl Alleinerziehender und das Fehlen anderweitiger Betreuungsmöglichkeiten, z. B. durch die räumliche Trennung von den Großeltern, machen es notwendig, die Familien zu entlasten, sodass diese ihre Kinder nicht nur betreut wissen, sondern darauf vertrauen dürfen, dass diese in der Einrichtung optimal gefördert werden. Auch die Vermittlung christlicher Grundhaltungen, wie der Achtung vor dem Leben, Nächstenliebe und Barmherzigkeit, ist uns ein Anliegen, weil wir überzeugt sind, dass diese dazu beitragen, dass unsere Gesellschaft ein menschliches Gesicht behalten kann.“

Der Architekt Michael Leberzammer betreute den Bau, der den Kindergarten St. Martin zu einem Kinderhaus für die Altersgruppe von 1 bis 10 Jahren weiterentwickelte. „Der älteste Bauteil erwies sich nach den Voruntersuchungen als marode und sollte durch einen Neubau ersetzt werden“, schildert er. „Der neue Baukörper besteht aus einem Sockelgeschoss aus kerngedämmten Stahlbetonelementen und einem Obergeschoss mit hinterlüfteter Holzverschalung. Im Innenbereich schafft eine zweigeschossige Eingangshalle die Anbindung des bestehenden Gebäudeteils an den Neubau für Krippe und Hort. Schon früh kam der Gedanke auf, das für Kunst am Bau vorgesehene Budget für ein Projekt in diesem Raum einzusetzen.“ Brigitta Lechner, die Leiterin des Kinderhauses St. Martin, ergänzt: „Bereits im Herbst 2013 war deutlich sichtbar, dass die großzügige Eingangshalle ein geeigneter Platz dafür wäre. Im Leitungsteam sammelten wir Ideen dafür. Ganz schnell kamen wir zu dem Thema Engel und suchten uns dazu den Text „Denn er hat seinen Engeln befohlen, dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen, dass sie dich auf den Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest“, Psalm 91, 11-12, aus. Wir stellten uns im Hinblick auf unsere Kinder

und die sich im Bau befindliche Kinderkrippe die Frage, was wir mit Engeln verbinden. Begriffe wie Schutz und Geborgenheit, Angenommensein und Vertrautheit kamen uns dabei in den Sinn. Für die Umsetzung des Themas mussten wir gar nicht lange suchen, denn „das Gute lag so nah“. Eine Kitamutter, die Künstlerin Annika Reuter, und eine Nördlinger Kalligrafin, Gertrud Ziegelmeir, beide aus unserer Kirchengemeinde, waren sehr schnell für den Auftrag gefunden. Beide Damen schlugen wir zunächst dem Träger und dem Architekten für die Umsetzung unseres Projekts Kunst am Bau vor.“

Nach einer vorläufigen Zustimmung des Bauträgers und des ausführenden Architekten wurde das Projekt im März 2014 im Kitaausschuss und Kirchenvorstand vorgestellt. Es fand die Zustimmung beider Gremien. So kam es zu einer offiziellen Beauftragung der beiden Künstlerinnen und der Entstehungsprozess begann.

In der Planungsphase gab es zunächst noch Vorgespräche zwischen den Künstlerinnen, der Kinderhausleitung und dem Architekten, um auch das Leitbild des Kinderhauses, die Schwerpunkte der Arbeit dort und die Gegebenheiten des Raums mit in das Projekt einbeziehen zu können. „In den Gesprächen mit den Künstlerinnen berichteten wir über unsere konzeptionellen Schwerpunkte, unsere Ziel- und Altersgruppen und deren soziales Umfeld“, erzählt Brigitta Lechner. „In unserer Einrichtung haben wir ca. 55 % Kinder mit Migrationshintergrund. Die Sprachentwicklung der Kinder sowie interkulturelles und interreligiöses Arbeiten stehen bei uns im Vordergrund.“ So wurde es schnell deutlich, dass vor allem der hohe Anteil an Kindern mit Migrationshintergrund in die Planung mit einbezogen werden sollte. In den Gesprächen wurden Vorstellungen ausgetauscht, Ideen entwickelt und manche auch wieder aufgegeben: „Erste Konzepte, die einen räumlichen und skulpturalen Ansatz innerhalb des hohen Raums verfolgten, wurden wieder verworfen“, berichtet Michael Leberzammer. „Zuerst hatten wir ganz konkrete Vorstellungen, wie für uns die Darstellung der Engel und die farbliche Gestaltung aussehen



מלאכיו יצוה לך לשמרך בכל דרכיך:

Engeln befohlen, dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen, dass



sollten“, erinnert sich auch Frau Lechner. „Dabei orientierten wir uns an einem Werk der Künstlerin, das sie vor mehr als 15 Jahren gemalt hatte. Durch gemeinsame Gespräche wurde uns bewusst, dass wir unsere Vorstellungen und Wünsche loslassen mussten, um auf der einen Seite den künstlerischen Gestaltungsprozess nicht einzuschränken und auf der anderen Seite etwas ganz Neues, Besonderes entstehen zu lassen.“ Die Freiheit in der Gestaltung gab den beiden Künstlerinnen den Raum, ein Konzept zu entwickeln, das die Psalmverse kindgerecht in Bild und Schrift umsetzt, für die Erwachsenen ansprechend ist und gleichzeitig die verschiedenen Bereiche des Kinderhauses miteinander verbindet.

„Die Bilder für St. Martin zu malen war für mich sehr spannend“, erzählt die Malerin Annika Reuter, „zumal es mein erstes großes Projekt war. Dabei habe ich gerade die Gespräche in der Planungsphase als Bereicherung erlebt. Von den Gegebenheiten der Eingangshalle her waren wir uns schnell einig, dass mehrere Bilder an verschiedenen Wänden besser wirken würden als ein einziges großes.

Frau Ziegelmeir und ich legten dann auch gemeinsam fest, wo die Bilder hängen sollten, und überlegten, wie die Kalligrafie und die Bilder sich aufeinander beziehen könnten. In den drei Bildern lotete ich das „behüten auf allen Wegen“ zu den Themen Geborgenheit, Begleitung und Freude aus. Gleichzeitig griff ich mit der Geborgenheit die Emotionen wieder auf, die Frau Lechner mit meinem früheren Werk assoziierte.

Eine große Herausforderung bestand für mich darin, dass ich mit den Brandschutzplatten einen ganz starren Maluntergrund hatte. Da ich sonst auf Leinwand oder Karton arbeite, musste ich viel experimentieren, um ähnliche Ergebnisse auf dem ungewohnten Material zu erhalten. Ich hatte auch noch nie mit einer anderen Künstlerin zusammengearbeitet und konnte mir anfangs gar nicht vorstellen, wie Bild und Schrift zu einem Gesamtkunstwerk werden sollten. Aber von dem Ergebnis bin ich begeistert.“

Für die Kalligrafin Gertrud Ziegelmeir war die Ausgestaltung des Kinderhauses St. Martin nicht ihr erstes Projekt für Kitas, „aber mein größtes und freiestes in diesem Bereich“, berichtet sie. „Einzige Vorgabe war der Textwunsch der Kitaleitung: Psalm 91, Vers 11 und 12. Trotzdem habe ich meine Aufgabe hier vorwiegend darin gesehen, die Ideen der Malerin aufzunehmen und in meiner Schriftgestaltung fortzuführen.



Gemeinsam mit Frau Reuter habe ich versucht, die Worte in einen sinngebenden Zusammenhang mit dem Selbstverständnis der Kita und ihrem pädagogischen Auftrag zu stellen. Erster Gedanke war sofort, die multikulturelle Zusammensetzung der Kita (Kinder aus aller Herren Länder) in der Textgestaltung widerzuspiegeln. Darüber hinaus entstand unser Wunsch, dass sich von der Gestaltung möglichst viele Kitabesucher angesprochen fühlen sollten: Kinder, Eltern, Erzieher, und das übergreifend über alle Nationalitäten.“

So entstand die Idee, den Text in vielen verschiedenen Sprachen auf die Wand zu bringen und hier auch nicht vor dem außereuropäischen Sprachraum haltzumachen. Deshalb wurden auch arabische und hebräische Übersetzungen integriert (die arabische Umsetzung hat dankenswerterweise ein irakischer Kollege von Frau Ziegelmeir übernommen). Auch in kyrillischen Schriftzeichen findet sich der Text an einer Wand. „Aus Respekt vor den anderen in der Kita vertretenen Religionen haben wir uns bewusst dafür entschieden, nur europäisch aussehende Kinder in den Bildern darzustellen, um niemanden mit dem christlichen Text zu vereinnahmen“, ergänzt Annika Reuter. Willkommen sollen sich alle fühlen, das christliche Weltbild soll in einer Kindertagesstätte mit kirchlicher Trägerschaft auch erkennbar sein, aber niemand soll vereinnahmt werden. Auch das ist eine Herausforderung.

Eine andere Herausforderung war es, die Gestaltung der Schrift dem Umfeld „Kindertagesstätte“ anzupassen. „Hierzu habe ich zunächst eine Schriftart entwickelt, die zu den kindgemäßen Bildern der Malerin passt und sich mit dem Pinsel schreiben lässt (das ist eine Voraussetzung für das Arbeiten auf Wänden). Ich habe hier bewusst keine klassische kalligrafische Schrift eingesetzt, sondern eine Schrift entworfen, die durch ihre ungleichmäßigen Buchstabenhöhen und unregelmäßigen Verdickungen Assoziationen zu ersten Schreibversuchen von Kindern hervorruft.“

Das umlaufende Schriftband, das im Erdgeschoss am Boden beginnt und sich bis in die erste Etage zieht, hält die komplette Gestaltung zusammen und gibt ihr gewissermaßen einen Rahmen. Hier findet sich der Text in den Sprachen Deutsch, Englisch und Französisch. Kinder und Erwachsene gleichermaßen werden von einer flächigen Gestaltung auf der Stirnwand zum aufmerksamen Lesen herausgefordert. Die Buchstaben des Textes sind hier zu einer Textur verwoben, die sich nur mit etwas Geduld entziffern lässt und gleichzeitig die Farben der Arbeiten von Annika Reuter aufnimmt. Das Außenformat (ein Rechteck) nimmt Bezug auf Größe und Form der Fenster im ersten Stock, die bei Sonnenschein entsprechende Schatten als zusätzliche Elemente auf die gestaltete Wand werfen.

Das Kunst-am-Bau-Projekt im Kinderhaus St Martin verbindet vieles: Die alten und neuen Gebäudeteile, die verschiedenen Gruppenbereiche, die Kinder, die noch nicht, und die, die schon gut lesen können, die Menschen, die unterschiedliche Sprachen sprechen. „Die Kinder“, sagt Frau Lechner zum Abschluss, „und alle Mitarbeiterinnen und Eltern freuen sich jeden Tag beim Betreten der Halle über dieses gelungene Projekt und das sichtbare Zeichen von Integration.“ ■

Der Beitrag wurde vom Projektteam „Kunst am Bau“ des Evangelischen Kinderhauses St. Martin, Nördlingen, verfasst. Das Projektteam besteht aus: Gertrud Ziegelmeir (Kalligrafin), Michael Leberzammer (Architekt), Annika Reuter (Malerin), Gerhard Wolferrmann (Dekan).



Dr. Dietlinde Stiller
Dagmar Lamprecht-Dillig

Talententwicklung im Fachwerkhaus

Ein Päckchen Salz und familiäre Atmosphäre im Hort

Familiäre Atmosphäre

„Ist das gemütlich hier!“ „Ist das kuschelig hier!“ „Das ist ja hier wie in einem Wohnhaus!“ Das sagen Eltern und Kinder, die das erste Mal durch unsere Räume geführt werden. „Ach, hier geht’s auch noch weiter!“ „So viele Räume vermutet man ja gar nicht von außen!“ Verwinkelt und verschachtelt ist der Evangelische Kinderhort in Neunkirchen am Brand in einem denkmalgeschützten Fachwerkhaus auf zwei Etagen untergebracht. 36 Kinder verbringen hier in dieser familiären Atmosphäre den Nachmittag.

Auch ein Innenhof mit Trampolin, Tipi, Sandspielecke und überdachtem Bereich gehört dazu, in dem die Kinder nach den Hausaufgaben und in den Ferien viel Zeit verbringen. Hier werden auch Abschlussfeste im Sommer mit den Eltern gerne gefeiert.

Leitbild

Entsprechend unserem Leitbild und unserer Konzeption ist es unser Anliegen, jedes Kind unabhängig von seiner Konfession und Herkunft so anzunehmen wie es ist, wir bieten jedem Kind einen Raum der Geborgenheit und Sicherheit, in dem es sich wohlfühlt und geachtet weiß. In diesem Umfeld können die Kinder ein positives Selbstwertgefühl entwickeln und ihre Fähigkeiten entfalten. So können sie gestärkt die Welt erkunden.

Wir haben das Bild von einem aktiven Kind, das sich im Rahmen seiner Lebensbedingungen selbst entwickelt. Selbsttätig gestaltet es seine Bildung und Entwicklung von Geburt an mit. Es eignet sich seine Wirklichkeit durch eigene Initiative und mit eigenen Mitteln an. Voll Forscherdrang und Wissensdurst gestaltet das Kind selbstbestimmt und aktiv seine Lernprozesse. Wir geben dem Kind Raum für Mitsprache und Mitgestaltung sowohl in der Hausaufgabenzeit, in der Freizeit und in gezielten Angeboten. Wir unterstützen das Kind in seinen Entwicklungs- und Bildungsprozessen, indem wir eine Umgebung anbieten, in der es diese Prozesse selbst gestaltet. Der Wunsch des Kindes nach Dialog und Austausch wird von uns willkommen geheißen und unterstützt.

Tagesablauf

Während der Schulzeit gibt es einen geregelten Tagesablauf, der aber den Schülern viel Freiraum zur freien Gestaltung bietet.

Die Kinder der 1. Klassen werden von der Schule vom Personal oder von ehrenamtlichen Mitarbeitern abgeholt. Dabei wird der Schulweg mit Überqueren einer Hauptstraße eingeübt, sodass ab der 2. Klasse die Kinder den Weg alleine gut bewältigen können. Mittagessen gibt es zweimal, angepasst an die Unterrichtsschlusszeiten. Es wird in kleinen Tischgruppen mit maximal 10 Kindern und einer Betreuungsperson gegessen. Die Kinder erzählen von der Schule und allem, was ihnen wichtig ist. Gespräche wie daheim am Familientisch! Das Essen wird direkt nebenan in der eigenen Küche von unserem eigenen Personal täglich frisch zubereitet.

Rohkost und Salat sowie Obst und Gemüse stehen abwechselnd täglich auf dem Speiseplan. Es gibt vegetarische Tage. Eine gesundheitsfördernde und bewusste Ernährung ist ein zentrales pädagogisches Ziel in unserem Kinderhort. Mit den BetreuerInnen wird eine angemessene Tischkultur eingeübt. In dieser Gemeinschaft gelingt es den Kindern, immer wieder neue Obst- oder Gemüsesorten, die sie verweigerten, zu probieren und Geschmack daran zu finden.

A: „Ich esse keinen Fisch!“ B: „Fisch schmeckt immer anders, je nachdem wie er zubereitet ist. Probier doch mal ein winziges Stück.“ Und tatsächlich nimmt dieses Kind dann ein Ministück und traut sich, den Geschmack von Fisch zu testen. A: „Hm, schmeckt eigentlich gar nicht sooo schlecht. Krieg’ ich noch so ein Ministück?“ Die Kinder lernen so ohne Druck, sich an ungewohnte Nahrungsmittel heranzutasten. Sie dürfen probieren und dürfen die Portionen selbst bestimmen. So lernte Simon, der anfangs viele Mahlzeiten verweigerte, zu entscheiden, was und wie viel er essen wollte, so dass auch er unbeschwert mit beim Essen saß und Witze erzählte.

Hausaufgabenbetreuung

Nach dem Essen werden Hausaufgaben gemacht. Falls ein Kind zu erschöpft oder zu hibbelig ist, darf es kurz Pause machen oder wird zu Entspannungsübungen angeleitet. In drei kleinen Gruppen jeweils





in einem eigenen Raum mit maximal 10 Kindern werden diese von einer pädagogischen Mitarbeiterin, einem pädagogischen Mitarbeiter bei den Hausaufgaben begleitet.

Selbstständigkeit wird angestrebt, aber bei Fragen gibt es natürlich Hilfestellung. Damit das Kind die Fragen selbst beantworten kann, stehen vielfältige Materialien zur Verfügung. Natürlich sind das Nachschlagewerke oder auch mal das Internet, wichtiger, vor allem bei den Mathefragen, sind Anschauungsmaterial wie z. B. Rechenkettchen, Klötze, Rechenrahmen, Rechenblöcke. 1, 10, 100, 1000 werden plötzlich zu einem Würfel, einer Stange, einem Hunderterbrett oder einem großen Würfel. Textaufgaben werden durch Bilder und Rollenspiele veranschaulicht. Bei Fragen wie „Wie viel sind 250 g?“ „Ist ein Kilo mehr oder weniger als 500 g?“ geht's auch mal in den Vorratsraum. Ein Päckchen Salz, ein Paket Mehl, eine Schachtel Reis können begutachtet und in der Hand gewogen werden. Lernen durch sinnliche Wahrnehmung. Mengen sehen, in die Hand nehmen können. Plus und minus erfahren. Teilen und Malnehmen begreifen. Unser Material hilft dabei.

Freizeitgestaltung

Nach den Hausaufgaben ist Freizeit angesagt. „Darf ich raus?“ „Kann ich ein Papier zum Malen haben?“ Die Lego-cke ist voll besetzt. An den Tischen wird gespielt. Auf dem Sofa liegt Basti wie immer mit einem Comic. Draußen im Innenhof sind Kinder beim Fußballspielen, graben im Sand, spielen Schule, springen auf dem Trampolin oder dösen in der Hängematte. Im „Kuschelzimmer“ bauen ein paar Jungs Höhlen aus Kissen und Decken.

Im Gruppenraum liest Hannes laut vor, was auf der großen Holzkiste steht. „Was, 1000 Kapplas sind in dieser Kiste? Die passen da rein?!“ „Können wir damit einen Turm bis zur Decke bauen?“ „Ich steig auf den Stuhl und du reichst mir zu.“ „Oh, Mann, jetzt wackelt er! Seid mal alle ruhig und bewegt euch nicht!“ „Wir schaffen's! Wer ist denn noch größer als ich mit Stuhl? Hol mal den Marco, der muss uns jetzt helfen!“ So wird aus dem Turmbau ein soziales Miteinander, alle zusammen schaffen es, den Turm bis zur Zimmerdecke zu bauen.

Aus leeren Verpackungsschachteln und Kartons wird ein selbst ausgedachtes Spiel entworfen und mit vereinten Kräften gebaut. Der Nachbar, der immer viele leere Kartons in der Garage hat, wird



um Nachschub gebeten. Denn nun haben zusätzlich einige andere Kinder eine Idee und schneiden und kleben genauso zielstrebig. Es sind Wurfspiele entstanden: mit Ringen auf einer Stange und mit Papierkugeln in Säckchen. Ein Gewinnpunktesystem wurde ausgeklügelt und „streng“ überwacht. Aus dieser Erfahrung sind in den darauffolgenden Monaten viele verschiedene Kartonbasteleien entstanden und selbst die Kleinen aus der Ersten bauten und klebten Hundehütten oder Puppenhäuser.

Es stehen jederzeit auch viele verschiedene Stoffe, eine Nähmaschine, Nähadeln, Zwirn und ein großes Angebot an Wolle zur Verfügung, die die Fantasie sowohl der Mädchen als auch der Jungen zum Experimentieren anregt. Oft entstehen dabei Puppenkleider oder Verkleidungen für die Kinder selbst. Forschen, Entdecken und Kreativität sind den Kindern angeboren und können hier ausgelebt werden, Talente können sich entfalten. Es werden auch zeitgebundene Projekte angeboten, bei denen die Kinder in begrenzter Anzahl Techniken erlernen können. In diesem Schuljahr werden Projekte zu Modellbau, Acrylmalerei und Legotechnik angeboten und es wird erneut ein gemeinsames Hörspiel erstellt.

Durch das Bereitstellen von verschiedenen Materialien in ausreichender Menge, das den Kindern frei zugänglich ist, werden verschiedene Aktivitäten ermöglicht. Die Schüler entscheiden frei, worauf sie Lust haben. Das pädagogische Personal begleitet diese Aktivitäten durch Beobachtung und bietet Unterstützung da an, wo sie notwendig ist. Es werden Etappen und Ergebnisse mit den Kindern besprochen. ■

Dr. Dietlinde Stiller

ist Geschäftsführerin der Diakonie für Kinder und Jugend e. V. in Neunkirchen am Brand.

Dagmar Lamprecht-Dillig

ist Leiterin des Evangelischen Kinderhortes in Neunkirchen am Brand.

Holger Warning

Elternabend zur kindlichen Sexualität

Kinder haben Fragen – Eltern auch!

Heute ist Elternabend in der Kita. Das Thema ist kindliche Sexualität. Die Befürchtung des Teams, dass nur wenige Eltern kommen, bewahrheitet sich nicht. Im Gegenteil – es kommen sogar mehr als sonst.

Der Abend beginnt mit einer Einführung in das Thema durch die Referentin einer Sexualberatungsstelle. Sie informiert über die sexuelle Entwicklung von Kindern; erläutert, dass Kinder sexuelle Wesen von Geburt an sind und dass Sexualität ein wichtiger Teil der Persönlichkeitsentwicklung ist. Später geht es um die Frage, was kindliche Übergriffe sind und wie sich Erwachsene im Falle eines Übergriffes verhalten sollten. Die Eltern hören sehr aufmerksam zu, sind aber mit Äußerungen und Fragen auffallend zurückhaltend. Irgendwie ist die Atmosphäre anders als sonst.

Am Ende des Vortrags wendet sich die Referentin an die Eltern: „Haben Sie noch Fragen?“ Niemand meldet sich zunächst, bis ein Vater zaghaft den Finger hebt. „Ja also, wie ist das? Ich bade immer zusammen mit meiner vierjährigen Tochter in der Badewanne – nackt natürlich. Wie lange darf ich das denn noch?“ Die Expertin gibt die Frage zunächst weiter an die anderen Eltern. „Was meinen Sie dazu?“ Wieder dauert es etwas länger. Schließlich sagt eine Mutter, sie fände das in Ordnung, solange beide, Tochter und Vater, sich dabei wohlfühlten. Die Referentin bestätigt: „Es gibt dazu zum Glück keine gesetzliche Regelung. Sie als Vater sollten sehr feinfühlig darauf achten, ob Ihre

Tochter gern mit Ihnen badet. Früher oder später wird sie ein persönliches Schamgefühl entwickeln und zu erkennen geben, dass ihr das gemeinsame Bad unangenehm ist. Dies sollten Sie dann respektieren und ihr sagen, dass das völlig ok ist.“

Nun meldet sich eine Mutter. „Mein Sohn badet nur, wenn ich mit ihm in die Wanne gehe. Manchmal habe ich aber gar keine Lust.“ Die Antwort der Sexualpädagogin ist eindeutig: „Um die Kinder zu stärken und selbstbewusst zu machen, vermitteln wir ihnen „mein Körper gehört mir“. Aber das gilt natürlich auch für Sie als Mutter. Natürlich müssen Sie nicht mit baden, wenn Sie nicht mögen.“

Mittlerweile gibt es lebhaftes Gemurmel und viele Nebengespräche. Hier und da hört man auch Kichern. Die Stimmung ist deutlich gelöster als noch vor wenigen Minuten. Wieder meldet sich eine Mutter: „Wenn wir fernsehen, liegt meine Tochter – sie ist vier – immer auf dem Sofa und hat ein Kissen zwischen den Beinen, an dem sie sich reibt. Muss ich mir da Sorgen machen?“ Sofort melden sich andere Eltern, die ähnliche Beobachtungen gemacht haben. Alle sind der Meinung, dass sei völlig normal. Die Expertin bestätigt: „Kinder lieben Zärtlichkeiten und schöne Gefühle und genießen sie. Sie unterscheiden nicht zwischen angenehmen Gefühlen an der Nasenspitze, am Ohr, am Bauch oder an der Scheide beziehungsweise am Penis. Sie müssen sich da keine Sorgen machen. Im Gegenteil, wenn Sie Ihrer Tochter das Kissen wegnehmen würden, würden Sie ihr

signalisieren, dass sie etwas „schlechtes“ getan hat. Und möglicherweise auch, dass alles, was mit den Genitalien zu tun hat, bei Ihnen tabu ist. Und es wäre doch schade, wenn sich Ihre Tochter dann möglicherweise auch mit Fragen zur Sexualität nicht mehr an Sie wenden würde.“

Immer mehr Eltern melden sich nun zu Wort. Das Eis ist endgültig gebrochen. Nun wird deutlich, wie viele Fragen die Eltern doch haben. Immer wieder wird auch gelacht und gekichert. Fast könnte man meinen, einige seien in die Pubertät zurückgefallen.

Dann fragt die Mutter eines Jungen aus der Sonnengruppe: „Als mein Sohn fast zwei war, hatte er Besuch von einem Freund. Die beiden spielten im Kinderzimmer. Als ich nach einer Weile in den Raum kam, saßen sie sich nackt gegenüber und fassten sich gegenseitig am Penis an. Ich war wie versteinert und wusste nicht, wie ich reagieren sollte.“

„Kinder sind neugierig. Ihr Auftrag ist es, die Welt zu erforschen. Auch den Körper. Sogenannte Doktorspiele sind völlig normal. Wenn wir sie verbieten, finden sie heimlich statt. Wichtig ist, dass der Raum geschützt ist und die Kinder auf Augenhöhe agieren, also kein Beteiligter etwas gegen seinen Willen tut. Mit Kindergartenkindern kann man offen über Doktorspiele und Regeln sprechen. In diesem Beispiel sollten Sie als Mutter einfach ganz normal reagieren. Zum Beispiel, indem Sie sagen: „Ich sehe, ihr spielt noch zusammen, dann komme ich später wieder.““

Dann geht es auf einmal um Begriffe für die Sexualorgane. Welche sollte man denn am besten verwenden – im gemeinsamen Gespräch, aber auch im Gespräch mit den Kindern? Eltern und Team einigen sich schnell darauf, die Begriffe Scheide und Penis zu verwenden. Die Kinder aber haben noch viele weitere Wörter.

Als die Erzieherinnen sie aufzählen, setzt munteres Kommentieren ein – von lebhafter Zustimmung bis hin zu deutlichem Naserümpfen. Die Vorlieben sind offenbar sehr unterschiedlich. Eine Vereinheitlichung scheint unmöglich. Wieder hilft die Expertin. „Warum nicht eine schöne Vielfalt bewahren? Jede und jeder kann ja vielleicht die Wörter wählen, die ihm oder ihr gefallen.“ Schließlich nehmen die Erzieherinnen den Auftrag

an, gemeinsam mit den Kindern zu klären, welche Wörter nicht benutzt werden sollen – weil sie abwertend und „gemein“ sind.

Einige weitere Themen werden noch angesprochen und diskutiert. Es geht um Doktorspiele, Masturbation, Aufklärung und wie Fragen der Kinder altersgemäß beantwortet werden können. Eltern und Team tauschen sich darüber aus, wie sie jeweils mit diesen Aspekten umgehen.

Als Letzter meldet sich wieder ein Vater: „Ich finde es gut, dass wir diesen Elternabend hatten. Nicht nur, weil ich jetzt vielleicht mehr weiß, sondern auch, weil mir klar geworden ist, dass das kein Thema ist, vor dem man Angst haben muss. Sexualität ist einfach da und auch was Schönes.“

Am Ende ist die Zeit wie im Fluge vergangen und es zeigte sich wieder einmal, dass Elternabende zu diesem Thema oft in drei Phasen verlaufen. Erst sind alle etwas zurückhaltend, dann wird gekichert und getuschelt wie früher in der Schule und am Ende wird lebhaft und begeistert diskutiert. ■



Holger Warning

ist Fachberater beim Evangelischen KITA-Verband Bayern.

Es ist normal, verschieden zu sein

In der Taufe nimmt Gott den Menschen bedingungslos an. Sie ist ein »göttliches Wortzeichen« dafür, dass der oder die Getaufte mit Christus verbunden ist. Dieses neue Leben im Glauben lässt sich nicht an Äußerlichkeiten festmachen. Die Handauflegung versinnlicht, dass Gott den Menschen als sein Kind aufnimmt und ihn nichts und niemand von Gottes Liebe trennen kann. Dies gilt für alle Menschen.

aus: Es ist normal, verschieden zu sein. Inklusion leben in Kirche und Gesellschaft. Eine Orientierungshilfe des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Gütersloher Verlagshaus, 2014, ISBN 978-3-579-05975-4, S. 167.

Dr. Anja Knippel

Potenziale nutzen

Berufsbegleitende Weiterbildung für Kinderpfleger/-innen
zur Fachkraft in Kitas

Freudestrahlend nehmen die frischgebackenen Fachkräfte ihre Zertifikate und Glückwünsche entgegen. Weitere 21 (von insgesamt 25 Teilnehmerinnen) haben es Ende Februar 2015 geschafft und sind nach 15 Monaten „Fachkraft in Kitas“. Drei von ihnen werden bald zeitversetzt abschließen. Der berufsbegleitende Lehrgang wird vom Bayerischen Staatsministerium für Arbeit und Soziales, Familie und Integration gefördert, verlangt den Teilnehmenden aber in vielerlei Hinsicht einiges ab.

Fachkräftemangel abbauen

Vor dem Hintergrund des akuten Fachkräftemangels in Bayern wurde 2012 ein Projekt gestartet, um erfahrenen Ergänzungskräften die Möglichkeit zu geben, sich berufsbegleitend weiterzuqualifizieren. Der Abschluss der „Fachkraft in Kitas“ ist in Bayern im Bereich der Kindertagesstätten dem/der Erzieher/-in gleichgestellt, d. h., eine Fachkraft kann je nach Stelle entsprechend bezahlt werden und kann eine Gruppenleitung oder die Leitung einer Kita übernehmen.

Ursprünglich hat sich der Evangelische KITA-Verband Bayern mit fünf Lehrgängen

beteiligt: einer in Bayreuth, zwei in München und zwei in Nürnberg. Inzwischen sind drei weitere gefolgt (einer in München und zwei in Nürnberg). Dabei gab es anfangs auch Vorbehalte und Kritik an dem Modell. Die selbst in fünf Jahren ausgebildeten Erzieher/-innen fürchteten einen „Schnellkurs“, der das fachliche Niveau des pädagogischen Personals senkt.

Diese Sorgen sind durch die Absolventinnen und Absolventen der Kurse entkräftet, weil sie mit hohem Engagement Gelerntes umsetzen, ihr pädagogisches Handeln reflektieren,

mehr Aufgaben und Verantwortung übernehmen und damit als vollwertige Fachkräfte in den Kitas die Arbeit bereichern.

Erfolgsmodell „Ergänzungskräfte zu Fachkräften“

Nach inzwischen sechs abgeschlossenen Kursen lässt sich sagen, dass die Weiterbildung ein Erfolgsmodell ist. Die Auswirkungen des Kurses sind an den Teilnehmenden selbst und an ihrem Verhalten festzumachen: Eine neue Frisur oder ein neuer Look dokumentierten nach außen, dass sich innerlich etwas verändert hat. Die Teilnehmenden traten zunehmend selbstbewusster auf, haben ihre Ideen aktiv ins Team in der Einrichtung eingebracht und damit verbunden oft auch Motivation und Schwung, sie haben sich in der neuen (mit-)gestaltenden Rolle erprobt und sich neben der fachlichen Professionalisierung auch persönlich stark weiterentwickelt. Im Rahmen der Praxisphase haben einige bereits neue Aufgaben übernommen und mit der Höherqualifizierung eine andere

Stellung im Team erfahren, die nun auch anders entlohnt wird.

Von Leitungen und Trägerseite wurde immer wieder betont, wie wichtig die Weiterbildung für die Kitas ist. Die Einrichtungen erhöhen ihre Fachkraftquote und profitieren unmittelbar von den erweiterten Kompetenzen der Kollegin oder des Kollegen. Die Fachberatungen des Evangelischen KITA-Verbands Bayern, die vor Ort einen Großteil der praktischen Prüfungen abgenommen haben, bestätigten ebenfalls das hohe Niveau. Sie waren beeindruckt von der Professionalität der angehenden Fachkräfte, der Reflexionsfähigkeit und der Begeisterung für die Arbeit mit den Kindern.

Hohe Investitionen der Beteiligten

Auch wenn es für Skeptiker so aussehen mochte, geschenkt gibt es das Fachkraft-

Zertifikat wahrlich nicht. Neben 28 Präsenztagen in dichter Folge – 26 davon im ersten Dreivierteljahr – muss viel in Eigenarbeit geleistet werden: Nachbereitungen, praktische Umsetzungen, Dokumentation der reflektierten Erfahrungen im Lerntagebuch, Prüfungsvorbereitung und die Abschlussarbeit. Gerade die schriftliche Arbeit verwebt Theorie und Praxis miteinander. Ein praktisches Umsetzungsvorhaben wird konzeptionell fundiert und seine Realisierung systematisch reflektiert. Auch wenn sich dieses Vorgehen im Kern nicht wesentlich von professionellem Alltagshandeln einer Fachkraft unterscheidet, hat die schriftliche Ausarbeitung vielen Kopfzerbrechen und schlaflose Nächte am Computer oder über Fachbüchern bereitet.

Für andere war vor allem die Work-Life-Balance eine Herausforderung: Wie lassen sich die eigenen Kinder mit dem punktuell sehr hohen beruflichen Engagement der Mutter

vereinbaren, die zudem noch mindestens zu 50 % berufstätig ist? Für Einzelne hat sich denn auch die Weiterbildung von 15 auf 20 oder mehr Monate verlängert, weil eine Babypause oder Krankheit die Praxisphase verschoben hat. Insofern gab es neben den vielen erfolgreichen Absolventinnen und Absolventen auch einige, die gerne schon so weit wären und die ihre Entwicklung zur Fachkraft in einem individuellen Zeitplan durchlaufen. Sehr unterschiedlich waren auch die Rahmenbedingungen der Teilnehmenden. Einige finanzieren die Weiterbildung aus eigener Tasche, nehmen alle Kurstage als Zeitausgleich oder reduzieren sogar ihre Stunden. Andere hingegen werden freigestellt und die Einrichtung trägt sogar alle Kosten (im Einzelfall auch die Reisekosten zum Kursort). Manche Teilnehmende erhalten viel Unterstützung und Anerkennung durch die Leitung, Kolleginnen und Kollegen und den Träger, andere müssen sich alles hart



Zertifikatsfeier im Sommer 2014: „Als evangelischer Trägerverband ist uns enorm wichtig, dass sich Mitarbeiter mit Berufserfahrung und Potenzial für verantwortungsvolle Tätigkeiten weiterqualifizieren können“, erklärt Christiane Münderlein, Vorstand des Evangelischen KITA-Verbands Bayern, zu dem Projekt. Das Zertifikat sei eine gute Chance für den beruflichen Aufstieg. Mit dieser Qualifikation können die gelernten Kinderpfleger und -pflegerinnen, die bisher nur sogenannte Ergänzungskräfte sind, in der Tätigkeit von Erziehern arbeiten und gegebenenfalls sogar die Leitung einer Kita übernehmen und entsprechend besser bezahlt werden. Das war für sie bisher nicht möglich.

„Wir leisten mit dieser Weiterbildung einen wichtigen Beitrag, um das Arbeiten in Kindertageseinrichtungen attraktiver zu machen“, so Münderlein weiter. Notwendig sei aber auch, dass die Träger finanzielle Mittel verlässlich zur Verfügung hätten.

„Aber uns ist klar, dass so eine vergleichsweise kurze Weiterbildung nicht der Königsweg zur Lösung des Fachkräftemangels ist“, so Münderlein. Es müsse auch weiterhin viel getan werden, damit für die Arbeit in den Kitas möglichst gut qualifizierte Fachkräfte zur Verfügung stünden.

erkämpfen. Wichtig für den Erfolg der Einzelnen war die Gruppe als tragendes Netzwerk. An den Reflexionstagen oder in der Praxisbegleitung wurde gemeinsam gelacht, mit Kurskolleginnen und -kollegenn gebanzt und Anteil genommen. Dadurch, dass die Kursleitung alle Reflexionstage durchgeführt hat sowie einen Teil der Module, stellte sie einen inhaltlichen roten Faden her und sorgte für den sozialen Zusammenhalt in der Gruppe. Durch das hohe Engagement der Kursleitungen und Referentinnen/Referenten war die Motivation hoch, Krisen und Tiefs wurden aufgefangen oder gemeinsam gemeistert.

Ein wesentliches Auswahlkriterium der Teilnehmenden war die Berufserfahrung, deutlich schwächer gewichtet wurden die Noten. Insofern waren auch Teilnehmer/innen in den Kursen, die bislang wenig Selbstbewusstsein in Prüfungssituationen erworben hatten. Alle

waren nervös, einige hatten aber regelrecht Prüfungsangst oder im Einzelfall auch mal einen Blackout in der mündlichen Prüfung. Alles in allem waren es bewegte 15 Monate, mit Höhen und Tiefen, viel Anspannung, aber auch viel Spaß, positiven Überraschungen und dem Gefühl, über sich selbst hinauszuwachsen.

Zum Zeitpunkt der Zertifikatübergabe ist vieles von dem Ärger, von den Zweifeln und Nöten der letzten 15 Monate schon verblasst. Was jetzt zählt, ist das Zertifikat und der Abschluss als Fachkraft, der in Bayern inzwischen gut etabliert ist. Dafür hat sich der Aufwand gelohnt!

Fortsetzung der Kurse ungewiss

Anfang 2015 sind nochmals zwei Fachkraft-Kurse des Evangelischen KITA-Verbands in München und Nürnberg gestartet. Zum Zeit-

punkt der Drucklegung war noch nicht klar, ob das Ministerium weitere Kurse fördert. Interessierte können sich jedoch schon jetzt vormerken lassen und werden informiert, sobald sich Planungen für neue Kurse konkretisieren. E-Mail an: anja.knippel@evkita-bayern.de ■



Dr. Anja Knippel

koordiniert die Weiterbildung zur Fachkraft in Kitas beim Evangelischen KITA-Verband Bayern.

Dieses Projekt wird gefördert aus Mitteln des Bayerischen Staatsministeriums für Arbeit und Soziales, Familie und Integration.



Bayerisches Staatsministerium für Arbeit und Soziales, Familie und Integration

Die berufsbegleitende Weiterbildung in Stichpunkten


- 7 Module (à zwei oder drei Tage) sowie 7 Reflexionstage verteilt über 7 Monate
- 3 Prüfungsteile: praktische Prüfung (in der Einrichtung), schriftliche Prüfung (Abschlussarbeit über ein theoretisch fundiertes Praxisvorhaben), mündliche Prüfung
- 6 Monate Praxisphase (in der Einrichtung) begleitet durch Gruppensupervision
- durchgängige Kursleitung unterstützt den Zusammenhalt der Gruppe und steht für den inhaltlichen roten Faden
- wechselnde Referentinnen/Referenten mit Praxiserfahrung als Experten für einzelne Module
- handlungsorientierte Methodik in den Modulen, Nutzung des Erfahrungsschatzes der Teilnehmenden

Zugangsvoraussetzungen

- Abschluss als staatlich geprüfte/-r Kinderpfleger/-in
- Mindestalter 25 Jahre
- mindestens drei Jahre einschlägige Berufserfahrung
- bei ausländischen Bewerberinnen/ Bewerbern ein Nachweis über Deutschkenntnisse auf Sprachniveau B2
- Anstellung als Kinderpfleger/-in in einer Kindertageseinrichtung mit qualifizierter Praxisanleitung (mind. halbe Stelle)
- mindestens mittlerer Bildungsabschluss
- Ausnahmen: Nachweis über Fortbildungen oder andere Maßnahmen der beruflichen Weiterbildung und Empfehlungsschreiben des Trägers

Statistik

- 6 abgeschlossene Kurse mit je 25 Teilnehmenden
- insgesamt rund 140 Zertifikate zur Fachkraft in Kitas ausgestellt
- Durchschnittsalter in den Kursen knapp 37 Jahre
- durchschnittlich 14 Jahre pädagogische Berufserfahrung



Inge Wagner/Doris Nickel

Tomate schmeckt wie 5

Wie ein Kompakttraining in die Praxis wirkt

„... manchmal esse ich Tomaten nicht so gerne, die sind wie 5, eigentlich mag ich nur die kleinen ...“, das teilt uns ein 5-jähriges Mädchen mit. Andere Kinder reiben sich den Bauch und sagen: „Ich finde Tomaten 10, die sind voll lecker!“ Aus dem Kontext genommen, klingen diese Aussagen wohl erst einmal verwirrend. Wie kommt es dazu, dass Kinder in unserer Kindertagesstätte in Gesprächen immer wieder zu diesen Einschätzungen greifen?

Bei unserer Inhouse-Fortbildung zur systemischen Pädagogik lernten wir die Methode der Skalierung kennen, die oft in systemischer Beratung oder im Coaching für Erwachsene Anwendung findet. Es geht dabei um die eigene Einschätzung auf einer Skala von 0 bis 10. Gefragt werden Inhalte, die nicht objektiv messbar sind, z. B.

- nach eigener Zufriedenheit: „Wie hoch schätze ich meine aktuelle Arbeitszufriedenheit ein?“
- nach fachlichen Kompetenzen: „Wie zufrieden bin ich mit meiner Gesprächsführung?“
- nach pädagogischen Kompetenzen: „Wie zufrieden bin ich in der jetzigen Situation mit der Beziehung zu einzelnen Kindern?“

Um einen Entwicklungsprozess anzustoßen, können Veränderungsfragen folgen: „Wo will ich auf der Skala stehen?“, „Was brauche ich, um einen Schritt nach vorne zu kommen?“

Dieser faszinierende Weg begleitet unser Team immer wieder bei Reflexionsgesprächen. Wir bemerken, schwierige Situationen verflüssigen sich dadurch. Unser Blick richtet sich auf Lösungsmöglichkeiten, die ich selbst bewirken kann. Statt um das Problem zu kreisen, eröffnen sich dadurch neue Sichtweisen.

Die positiven Erfahrungen mit der Skalierung veranlassten uns zu überlegen: Können wir dieses ressourcenorientierte Instrument auch für Kinder „übersetzen“ und nutzen? Eine Kollegin entwickelte eine kindgerechte Skalierung mit entsprechenden Gesichtern. Dazu gehört Professor Addi, der immer genau wissen will, WIE etwas ist.

Die Hinführung begann mit einer sinnlichen Wahrnehmung, die den Kindern bekannt ist. Professor Addi erzählte eine kurze Geschichte und wollte nun wissen, wie gut jedem einzelnen Kind Tomaten schmecken. Dazu hatte er Zahlenkarten von 0 bis 10 mitgebracht.

Gemeinsam überlegten wir: Was bedeutet es, wenn ich mich zur 0 stelle (Tomaten mag ich überhaupt gar nicht) oder zur 5, zur 7 oder zur 10? Mit großer Intensität überlegte jedes Kind, welcher Platz der passende ist, dabei wurden Gemeinsamkeiten entdeckt.

Die Kinder fühlten sich in ihrer Wahrnehmung ernst genommen. Sie wirkten stolz, denn mit dieser Skalierung geht es um ihr eigenes Empfinden und nicht um eine Bewertung von außen („... aber Tomaten sind doch so gesund“). Dies kann ein Baustein sein, um sich selbst besser kennenzulernen und ein positives Selbstkonzept zu entwickeln.

Mittlerweile installierten wir die Skala in Bildkarten fest in unseren Gruppenräumen. Immer wieder beobachten wir Kinder, wie sie davorstehen und sich unterhalten. So entstand in den letzten Tagen ein spontanes Gespräch vor der Skalierungstafel.

Ein 6-jähriges Mädchen fragte ihre Freundin: „Wie freust du dich eigentlich auf die Schule?“ Die eine schob den Professor Addi auf die 8, die andere auf die 10. Ohne dass wir uns in die Unterhaltung einmischten, entstand ein eigenständiger Austausch über Vorfreude und Ungewissheit.

Auch bei Konfliktgesprächen nutzen wir mit Kindern diese Ausdrucksmöglichkeit. „Wie stark ist denn gerade deine Wut? – Oh, bei der 10, jetzt verstehe ich dich besser.“ Im gemeinsamen wertschätzenden Gespräch stellte sich dann heraus, dass die Wut nicht bei 10 bleiben soll. Aber was kann das Kind selbst bewirken, damit sie sich verringert?

Welche Unterstützung will es sich holen? Wir erleben: Fühlt sich ein Kind mit seinen Gefühlen erst einmal ernst genommen, ist der Blick für eine Lösung leichter. Sich selbst als wirksam zu erleben ist der Kern für Resilienz. Geben wir dem Kind genügend Gelegenheiten zu erfahren: Ich kann durch mein Handeln selbst eine unbefriedigende Situation verändern, erhält es wichtige Bewältigungsstrategien mit auf den Weg.

Auch Werke der Kinder (etwas Gebautes, Gestaltetes, Gemaltes) können mit der Skalierung ressourcenorientiert betrachtet werden. So fragten wir z. B. nach einem

Selbstbildnis: „Wie zufrieden bist du mit deinem Bild?“ Das Kind zeigt die entsprechende Karte der Skalierung. „Was ist dir dabei gut gelungen?“ „Würdest du beim nächsten Mal etwas verändern?“ Wenn ja: „Schaffst du das alleine oder brauchst du eine Unterstützung?“

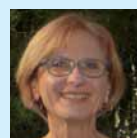
Durch aufmerksames Interesse ermöglichen wir dem Kind, auf sich zu hören und sich differenziert wahrzunehmen. Erhält es in unterschiedlichen Situationen immer wieder Erfahrungsräume, seine eigenen Stärken und Unterstützungsbereiche selbst einzuschätzen, erweitert es seine innere Freiheit und ist immer weniger auf die Bewertung von außen angewiesen.

Wir begannen mit der Skalierung auch, Lernfortschritte sichtbar zu machen: Ein Junge wollte Schleifebinden lernen. Auf den Bildkarten zeigte er seine eigene Einschätzung über seinen aktuellen Stand. Er deutete auf die 3 und meinte: „Ich hab's schon öfter probiert, es ging aber nicht. Den Knoten kann ich schon.“ Mit unserem Montessori-Schleifenrahmen beobachtete der 6-Jährige die einzelnen Schritte mehrmals, ahmte sie nach, übte und konnte nach wenigen Tagen eine lockere Schleife binden. Nun zeigte er auf die 8 und sagte: „Jetzt kann ich's schon gut, nur noch nicht so fest.“ Gemeinsam

überlegten wir: „Wie hast du das geschafft, von der 3 auf die 8 zu springen?“

Wie lerne ich? Eigene Lernprozesse bewusst wahrzunehmen und zu reflektieren ist eine entscheidende Grundlage für gelingendes und eigenständiges Lernen. Die Skalierung schafft ein deutliches Sichtbarwerden der Lernschritte. Einige Kinder sind selbst erst einmal überrascht über solch ein Bild und überlegen erstaunt, wie sie das geschafft haben. Um solche Entwicklungen für die Kinder nachhaltig festzuhalten, dokumentieren wir gemeinsam die Darstellung mit den Aussagen des Kindes und heften das Blatt in seinen Portfolio-Ordner ein.

Keiner von uns hätte bei der Inhouse-Fortbildung mit unserer Referentin Marita Link gedacht, dass diese Methode der systemischen Pädagogik auch mit Kindern so vielfältig einsetzbar ist. Gespannt sind wir auf weitere Erfahrungen mit der Skalierung. In unserem pädagogischen Alltag hat diese wertschätzende, ressourcenorientierte Praxis jedoch einen wichtigen Platz eingenommen. ■



Inge Wagner
ist Leiterin der Evangelischen
Kindertagesstätte „Unter'm
Regenbogen“ in Herrieden.



Doris Nickel
ist Erzieherin in der Evangelischen
Kindertagesstätte
„Unter'm Regenbogen“ in
Herrieden.

Die Idee zur Veröffentlichung dieser Praxisbeispiele entstand auf Anregung von Marita Link Mediatorin (BM), Systemischer Coach (ECA).



Über Grenzen hinweg

Wie unsere Weiterbildung bis Frankreich wirkt

Erstmals hat mit der Leiterin des Deutschen Kindergartens Toulouse – Ingrid Schöner-Memmain – eine Pädagogin aus einem anderen europäischen Land an der Weiterbildung Leitung und Management teilgenommen. Auf der Suche nach ansprechenden Angeboten hat sie sich bewusst für diese Weiterbildung des Evangelischen Kita-Verbands Bayern entschieden. Auf beeindruckende, kreative Weise hat Ingrid Schöner-Memmain die Inhalte und Methoden der Weiterbildung den besonderen Bedingungen des Deutschen Kindergartens Toulouse/Südfrankreich angepasst. Ihre Schilderungen dieser

Besonderheiten inklusive ihrer Interventionen weckten bei uns allen hohes Interesse. Sie luden zu weiteren Nachfragen ein und ermöglichten im Austausch bereichernde Begegnungen – über Grenzen hinweg.

Lassen Sie sich nun mitnehmen auf eine Entdeckungsreise in diese südfranzösische Einrichtung.

Brigitte Lunz ist Referentin für Fort- und Weiterbildung im Evangelischen KITA-Verband Bayern e. V. und Gesamtleiterin der Weiterbildung Leitung und Management.

Als Leiterin des Deutschen Kindergartens Toulouse erreichen mich regelmäßig Bewerbungsschreiben von hoch motivierten Pädagogen und Pädagoginnen, die keine Anstrengungen und Kosten scheuen, um sich einen Einblick darüber zu verschaffen, wie das Bildungssystem anderswo aufgebaut ist, welche pädagogischen Inhalte im französischen Elementarbereich anzutreffen sind oder wie eine bilinguale Einrichtung in der Praxis aussieht.¹

Wer bei uns ein Praktikum absolviert oder für eine gewisse Dauer angestellt ist, erfährt schnell, dass es sich um eine deutsche Einrichtung handelt, wie es der Name besagt: Unser viergruppiger Kindergarten ist mit seinen ca. 100 Kindern und 14 Mitarbeiterinnen/Mitarbeitern an eine von der Kultusministerkonferenz anerkannte deutsche Auslandsschule angegliedert, die von der Bundesrepublik Deutschland personell und finanziell gefördert wird. Wir orientieren uns an pädagogischen Ansätzen, so wie sie auch im Heimatland vorzufinden sind.

Parallel hierzu ergeben sich konzeptionelle Schwerpunkte aus dem interkulturellen Kontext:

- zum Ersten dem französischen Umfeld.
- zum Zweiten durch den Eurocampus, den gemeinsamen Standort der Deutschen Schule Toulouse und unserer englischen Partnereinrichtung, der International School of Toulouse, und
- zum Dritten aus der internen Kulturenvielzahl, da wir neben den deutsch- und französischgeprägten Familien einen hohen Anteil an zusätzlichen Kulturen und Sprachen im Kindergarten antreffen.

Um den Bedürfnissen und Anliegen unserer Klientelfamilien gerecht zu werden, bedarf es seitens der Mitarbeiter/-innen eines hohen Einsatzes und großer Professionalität im Umgang mit der Kulturenvietelheit sowie der Mehrsprachigkeit. Als unerlässliche Orientierung hierfür dient uns unser Leitgedanke, der sich an Bildungs- und Erziehungsplänen aus Deutschland entlanghangelt.

Wir sehen unsere Aufgabe nicht darin, den zwangsläufig verschiedenen Auffassungen von Bildung und Erziehung der gegenwärtigen Nationalitäten nachzugeben, sondern vielmehr darin, den soziokulturellen Unterschieden selbstbewusst, d. h. mit einem bewussten Ja zur eigenen Identität, offen und unvoreingenommen zu begegnen.

Um die Identität unseres Kindergartens zu bewahren und von Zeit zu Zeit aufzufrischen, benötigen wir einen regelmäßigen Kontakt und Austausch mit deutschen sozialpädagogischen Institutionen. Während meiner Deutschlandaufenthalte war es mir schon immer wichtig, Kindertageseinrichtungen vor Ort zu besuchen, mit Kolleginnen/Kollegen über aktuelle Trends zu diskutieren und somit ein kleines Stückchen an der „deutschen Bildungsdebatte“ teilzuhaben.

Eine weitere Möglichkeit, sich auf dem Laufenden zu halten, ist es, an Fortbildungen in Deutschland teilzunehmen. Auf der Suche nach ansprechenden, qualitativ wertvollen Angeboten fand ich beim Evangelischen KITA-Verband Bayern eine einmalige Chance, mich als Kindergartenleiterin im Bereich von Leitung und Management für Führungskräfte in der Kita weiterzubilden – und dies nicht nur für ein oder zwei Wochenendseminare, sondern für ganze 210 Stunden, verteilt auf 6 Stufen, die in einer festen Arbeitsgemeinschaft innerhalb eines Zeitraums von (fast) 2 Jahren zusammenhängend und systematisch aufeinander folgten.

Ziel dieser Weiterbildung war es, am persönlichen Leitungsprofil zu arbeiten, die eigenen

Führungskompetenzen auszubauen bzw. zu festigen und letztlich die Einrichtungsqualität weiterzuentwickeln. Zwischen den einzelnen Stufen gab es genug Zeit, die Inhalte bezüglich der einrichtungsspezifischen Praxis zu reflektieren und konkrete Schritte zu einem Verbesserungsprozess einzuleiten.

Mithilfe von verschiedenen Situationsanalysen wurde während der Weiterbildung u. a. deutlich, dass der Kindergarten etwas zum Ausbau der Bildungs- und Erziehungspartnerschaft beitragen und Eltern unterschiedlichster Herkunft zu interkulturellen Kontaktmöglichkeiten verhelfen sollte.

Folgende Zahlen belegen den Bedarf der Familien an Begegnung, Austausch und Integration in das neue kulturelle Umfeld sowie eventuell die Unterstützung im Erwerb der Landessprache.

- Etwa $\frac{3}{4}$ unserer Familien haben aus beruflichen Gründen einen Landeswechsel vollzogen. Es handelt sich vorwiegend um Familien mit deutsch geprägtem Kultur- und Sprachhintergrund, aber auch um Familien, die diverse dritte Kulturen und Familiensprachen verzeichnen.
- Etwa $\frac{1}{4}$ der Familien kommen aus einem französisch geprägten Kultur- und Sprachkontext. Viele von ihnen leben ebenfalls im Großraum Toulouse, um ihren professionellen Aktivitäten nachzugehen. Fast allen diesen Familien fehlt eine familiäre Anbindung vor Ort.

Beide Gruppen haben zunächst keinen oder nur einen begrenzten sozialen Anschluss an das Gastland bzw. an die neue Umgebung. Aus dieser Situation ergibt sich in der Regel ein Verlust an Beziehungen.

Viele Familien signalisierten uns, dass es in unserer großen Einrichtung nicht leicht wäre, Kontakte untereinander zu knüpfen. Für neu ankommende Familien sei dies besonders



misslich, da sie sich, nach der allgemeinen Verunsicherung, die ein Umzug mit sich bringt, so schnell wie möglich neu orientieren und einen Freundeskreis aufbauen möchten. Das Kindergartenpersonal konnte zusätzlich davon berichten, dass die geschilderte Problematik (auch) an den Kindern nicht spurlos vorübergeht. Es war und ist immer wieder zu beobachten, dass vor allem Mütter ihre Ängste, Hemmungen und Unzufriedenheit bezüglich ihrer Lebenssituation auf ihre Kinder übertragen, welche anschließend ebenfalls Blockaden im Erlernen der französischen Sprache und im allgemeinen kindlichen Austausch mit dem neuen Umfeld entwickeln.

Unter Einbeziehung der Eltern erarbeitete das Mitarbeiterteam verschiedene Maßnahmen, die die Kontaktaufnahme unter den Familien fördern sollten. Der Kindergarten möchte den Austausch zwischen neu ankommenden Familien und Familien, die an das französische Milieu bereits Anschluss gefunden haben, unterstützen. Die Erfahrungswerte der einen helfen somit den anderen, sich rascher in ihrem neuen Lebensumfeld zurechtzufinden.

Darüber hinaus ist es wünschenswert, dass Kontakte zwischen umgesiedelten Familien und ortsansässigen Familien mit französisch geprägtem Kulturhintergrund zur Brücke zwischen beiden Sprachgruppen werden. Diese fördern zum einen die Integration und zum anderen den bilateralen kulturellen sowie sprachlichen Austausch.

Wie sahen diese Maßnahmen konkret aus?

- Alle neuen Familien wurden mit ihren Herkunftssprachen begrüßt.
- Über die Elternvertretung entstand die Möglichkeit, zu Beginn des Kindergartenjahres zwischen den Familien Patenschaften einzugehen.
- Es wurde ein zentraler Eltern-Info-Pool im Eingangsbereich des Kindergartens mit einer Eltern-Sitzecke eingerichtet.
- Die Eltern initiierten einen wöchentlichen Kaffeeauschank während der Bringzeit am Morgen.
- Im Jahresplan wurde eine konkrete Einbeziehung der Eltern, mit ihren kulturellen Schwerpunkten, während der Projekteinheiten vorgesehen, z. B. die Deutsch-Französische-Woche im Januar.
- Die Eltern erhielten durch eine verstärkte Beteiligung am pädagogischen Angebot gleichzeitig einen besseren Einblick in die Kindergartenarbeit und Gelegenheit, sich gegenseitig kennenzulernen, z. B. bei Bastelvormittagen zum Gestalten der Laternen/Back- und Bastelvormittagen zu Ostern/einem gemeinsamen Wandertag/interaktiven Abschlusskreisen in den jeweiligen Kindergruppen immer vor den Ferien.

Die sogenannte interkulturelle Erziehung ergibt nur Sinn, wenn der Kindergarten sowohl die Bedürfnisse der Kinder als auch deren familiäre Situation wahrnimmt und dementsprechend darauf reagiert. Wenn der

Kindergarten ein Ort der Begegnung für ihre Eltern ist, wird der tägliche Gang dorthin ein Weg aus der sozialen Isolation. Familien, die sich angenommen und wertgeschätzt fühlen, haben mithilfe dieser positiven Erfahrung eine bessere Basis, um ihre neue komplexe Lebenslage erfolgreich zu bewältigen, und Eltern werden mit einer konstruktiven Modellfunktion zum Vorbild für ihre Kinder.

Was für die einen ein Traum vom Ausland und die damit verbundene Neugierde auf Unbekanntes ist, ist für die anderen oft die pure Notwendigkeit der beruflichen bzw. der persönlichen Mobilität und der Bereitschaft, sich auf ein neues Land, eine neue Sprache und eine neue Kultur einzulassen. „Interkul-

turelle Kompetenzen“ gehören tatsächlich zu unseren heutigen Herausforderungen. Sei es, da wir selbst davon betroffen sind oder in unserem Alltag vom „multikulturellen Miteinander“ eingeholt werden.

Am Ende meines Artikels möchte ich die Gelegenheit nutzen und mich beim Evangelischen KITA-Verband Bayern für meine Teilnahme an der Weiterbildung bedanken.

Es waren Dispositionen wie Offenheit, Neugierde, Aufgeschlossenheit und Toleranz, die mich mit meiner Sonderstellung in die Weiterbildungsmaßnahme integrierten. Es handelt sich um die gleichen Eigenschaften, die wir benötigen, um interkulturelle

Herausforderungen anzunehmen, um mit den „merkwürdigen“ Besonderheiten anderer konstruktiv umzugehen und den „kuriosen“ Verschiedenartigkeiten unserer Mitmenschen ohne Ängste zu begegnen.

Dies gilt gleichermaßen für Frankreich, Deutschland und anderswo. ■



Ingrid Schöner-Memain
ist Leiterin des Deutschen Kindergartens Toulouse/Südfrankreich.

Christiane Leclaire

Jedes Kind braucht täglich ein Gespräch ...

Ein Fachtag durch Fachberatung

... das ist eine der wichtigsten Erfahrungen, die Kindertageseinrichtungen Kindern bieten müssen. Dies ist ein zentrales Statement des Einführungsvortrags der Veranstaltung „Damit wir uns und die Welt verstehen“, alltagsintegrierte Sprachbildung – ein Fachtag von Kolleginnen für Kolleginnen am 22. Oktober.

Christa Kieferle, Linguistin und Sprachheilpädagogin aus dem Staatsinstitut für Frühpädagogik München, folgte einer Einladung der Johann-Hinrich-Wichern-Fachakademie für Sozialpädagogik der Ev.-Luth. Gesamtkirchengemeinde und des Evangelischen KITA-Verbands Bayern e. V. nach Schweinfurt. Die Referentin eröffnete Einblicke in neuere wissenschaftliche Erkenntnisse zur sprachlichen Bildung als Querschnittsaufgabe und Schlüssel zum Bildungserfolg. Verständigung von Menschen untereinander basiert auf Sprache und Kommunikation. Wesentlich dabei sind gerade im Umgang mit jungen Kindern die Körpersprache, die Aufmerksamkeit und die Eindeutigkeit. Sprachentwicklung beginnt bereits mit der Geburt. Daher gab es auch für Eltern eine „Handvoll Ideen“: Sprechen, spielen und singen Sie mit Ihrem Kind, lesen Sie vor und erkunden Sie die gemeinsame Umgebung.

Anlass des Fachtages war das vorgesehene Auslaufen des Bundesprojekts „Frühe Chancen – Schwerpunkt Sprache und Integration“ zum Jahresende. Ziel des Projekts ist die frühzeitige, gezielte Förderung der sprachlichen Entwicklung von Kindern. Eine qualitativ gute Kindertagesbetreuung ist dabei der entscheidende Hebel für gleiche Bildungschancen.

Die Pädagoginnen der Schwerpunktkitas werden bei ihrer sprachpädagogischen Arbeit mit den Kindern, bei der Zusammenarbeit mit den Familien und bei der Teamentwicklung durch zusätzlich geschulte Fachkräfte unterstützt.

An dem Bundesprojekt beteiligten sich 28 Kindertageseinrichtungen des Evang. KITA-Verbands Bayern e. V. in Unterfranken. Seit März 2011 entstanden viele praxiserprobte

Ideen. Deren Präsentation erfolgte in fünf Workshops durch die Fachkräfte aus sieben Frühe-Chancen-Einrichtungen. Die Ergebnisse wurden von den über 90 Teilnehmenden des Fachtages aus unterfränkischen Kindertageseinrichtungen diskutiert und mit viel Lob honoriert. Themen waren „Was man mit Bilderbüchern und Sprachprojekten alles machen kann“, die Erziehungspartnerschaft mit Eltern, der gezielte Einsatz von Montessori-Material und die Gestaltung der Teamentwicklung durch kollegiale Beratung.

Den Abschluss des gelungenen Tages bildete die berührende gemeinsame Lesung eines Bilderbuchs durch eine deutsche und eine russische Muttersprachlerin. Verabschiedet wurden die Teilnehmenden von Dekan Oliver Bruckmann. „Ein Tag voller Anregungen, professioneller Ideen für den praktischen Einsatz und tollem kollegialem Austausch“, so das Fazit vieler Teilnehmenden.

Das Bundesprojekt wurde zwischenzeitlich um ein Jahr verlängert. Die Hoffnung ruht auf dessen nachhaltiger Weiterentwicklung. ■



Christiane Leclaire
ist Fachberaterin beim Evangelischen KITA-Verband Bayern.

Christian Weigl

Eine Pause mit Kindern

Vom Eigentlichen (nach Mk. 10, 13 –16)

Ihr wisst sicher, dass Jesus in einem Land gelebt hat, in dem es sehr heiß war. Wenn es heiß ist, dann ist es auch anstrengend, durch das Land zu wandern. Man bekommt Durst, die Füße tun weh, und man muss ab und zu ausruhen. So ist es Jesus auch gegangen.

Jesus ist einmal wieder unterwegs. Die Sonne brennt vom Himmel, Jesus ist schon viel gegangen heute, jetzt braucht er eine Pause. Seine Freunde, die Jünger, kommen hinter ihm her. Jesus ist wie immer der Schnellste. Er kommt an ein Dorf. „In diesem Dorf werde ich jetzt Pause machen“, denkt er sich, winkt den Jüngern zu und nimmt den Abzweiger ins Dorf.

Im Dorf ist ein schöner Marktplatz. Da ist ein Brunnen zwischen schattigen Bäumen. Und Kinder spielen dort, ungefähr so alt wie ihr. Sie sitzen etwas am Rand des Platzes, malen mit Stöckchen in den Sand und spielen Karawanenwege-Zeichnen. Plötzlich sehen sie auf, als Jesus auf den Platz kommt. Sie sehen ihn zum Brunnen gehen. „Du-uu?“, sagt der kleine Benjamin zum großen Josef. „Du-uu – ist das da nicht der Jesus?“ Und er zeigt mit dem Finger hin. „Quatsch. Du spinnst doch!“ Der lange Josef zeigt ihm einen Vogel. „Doch, doch! Das ist schon der Jesus!“, sagt Benjamin trotzig. Die kleine Sara mit den dunklen Locken zupft Benjamin am Arm. „Gehen wir mal hin?“ „Neee – ich trau mich nich’ ...“, sagt Benjamin verlegen, kriegt rote Ohren und sieht zu Boden. „Ach, komm schon!“, ruft Sara, zieht ihn am Ärmel mit sich und läuft auf Jesus zu, der gerade Wasser aus dem Brunnen trinkt. Josef brummt vor sich hin und tritt hinterher.

Sara strahlt Jesus mit großen Augen an: „Du? Bist du vielleicht der Jesus?“ Benjamin blinzelt ein wenig von unten herauf. Josef grinst. „Ja, klar bin ich der Jesus“, sagt Jesus und lacht. „Und wer bist du?“ „Ich bin die Sara!“, strahlt Sara. „Ähm ... Benjamin“, murmelt Benjamin. „Josef“, brummt Josef. „Angenehm“, sagt Jesus und lächelt. „Du – erzählst du uns eine Geschichte?“, fragt Sara. „Aber sehr gerne!“, sagt Jesus. „Setzt euch her zu mir!“ Sara klettert sofort auf Jesu Knie, darum kriegt Benjamin wieder rote Ohren. Josef setzt sich an den Brunnenrand. Jesus erzählt.



In diesem Moment kommen Jesu Freunde auf den Platz. Und Simon, der vorangeht, stürmt sofort auf die Kinder zu. Er ist wütend. „Was fällt euch ein? Ihr stört Jesus!“, brüllt er. Sara schluckt. Benjamin hat eine Träne im Auge. Und Josef guckt trotzig. „Weg mit euch!“ Die Kinder laufen schnell wieder in ihre Spielecke. Sara ist ganz still geworden. Benjamin heult und Josef brummt etwas, das so klingt wie „Mann, ist der doof!“. Dann schauen sie zu Jesus – und was sehen sie?

Jesus ist aufgestanden. Er ist ein wenig größer als Simon. Er spricht leise, aber doch deutlich genug, dass ihn die Kinder hören können.

„Simon – was fällt dir eigentlich ein?“

Simons Gesicht wird rot. „Ich – äh – ich wollte ...“

„Simon – was fällt dir ein, die Kinder wegzuschicken?“

„Aber Jesus“, antwortet Simon, „du brauchst doch auch mal Pause ...“

Jesus schüttelt den Kopf.

„Simon, du warst doch selbst mal ein Kind. Erinnerst du dich?“

Simon nickt.

„Hast du darüber nachgedacht, ob du wen störst, wenn du zu jemandem hingegangen bist?“

„Jesus, ich – äh – nein ...“ Simon senkt den Kopf.

„Du bist einfach hingelaufen, nicht wahr?“

Simon nickt.

„Und nun überleg einmal, Simon. Glaubst du, Gott würde zu den Kindern sagen: „Ihr stört“? Ich glaube eher, alter Freund“ – und jetzt legt Jesus seinen Arm um Simons Schulter – „ich glaube eher, er würde zu uns Erwachsenen sagen: „Ihr denkt viel zu viel!““

Simon sieht Jesus an.

Jesus merkt, dass die Kinder ihm zugehört haben und ihn ebenfalls ansehen. Er zwinkert ihnen zu und winkt ihnen.

Benjamin zögert, Josef ebenfalls. Aber Sara läuft schon los, die Arme weit offen.

„Siehst du, Simon – so ist das mit dem Reich Gottes. So kann man es finden, so wie dieses Mädchen!“

Sara läuft in Jesu offene Arme.

„Nicht so viel denken, Simon. Nicht so viel Angst haben. Nicht misstrauisch sein. Einfach kommen.“

Und dann grinst Jesus: „Und glaube niemals denen, die dir sagen, du störst den lieben Gott!“ Und er knufft Simon in die Seite.

Sara strahlt wieder. Benjamin hat nun auch den Kopf erhoben. Simon sagt leise: „Entschuldige bitte. Entschuldigt, Kinder.“

Und was glaubt ihr? Plötzlich ist es der lange Josef, der Simon angrinst und sagt: „Schon gut, Alter!“

Da kriegt Benjamin wieder rote Ohren, aber das macht nichts. Jesus fängt das Lachen an, und die Kinder lachen, und da fängt auch Simon an zu lachen – und jetzt wird alles ganz leicht ums Herz, ganz warm und gut.

Lange Zeit sitzen sie da, Jesus, die Kinder, Simon und die anderen Freunde, und als der Mond aufgeht, erzählt Jesus noch immer, und er segnet sie, und alle wissen: Heute haben wir etwas vom lieben Gott gespürt. ■



Christian Weigl
ist Pfarrer der Dankeskirche I in München.

Es ist normal, verschieden zu sein



Der gelähmte Mensch am Teich Bethesda

Ein Beispiel für die Deutung von Wundern als »Zeichen« der Messianität Jesu ist die Heilung eines gelähmten Menschen am Teich Bethesda (Joh 5,1ff.). Dieser wartet 38 Jahre lang auf ein Wunder. Seine Hoffnung stirbt darüber ab. Eine spätere Textversion erzählt eine Legende: Ein Engel Gottes steigt von Zeit zu Zeit herab, um zu baden. Das Wasser wird aufgewühlt. Wer zuerst das Wasser erreicht, wird geheilt, an welcher Krankheit er auch leidet. Offenbar ist es für die Menschen, die sich diese Geschichte erzählen, nichts Besonderes, dass Wunder geschehen – und dass sie nicht geschehen. Willkürlich werden Heilung und Leiden ausgeteilt. Jesus geht nicht an diesem Menschen vorbei, sondern spricht ihn an. Auf die Frage, ob er gesund werden möchte, kann der gelähmte Mensch nicht einmal seiner Sehnsucht Ausdruck verleihen. Er antwortet nur resigniert: Ich habe keinen Menschen. Dabei ist – während er auf den Teich starrt – das Wunder bereits geschehen. Allerdings anders, als er erwartet hat. Das Wunder: Jesus hat ihn nicht übersehen! Er hat die Barrieren überwunden! Jesus sagt: Steh auf, nimm dein Bett und geh. Das Zeichen weist darauf hin, wer Jesus ist. Mehr noch bekennt der Evangelist: Jesus spricht das Wort, das die Situation verwandelt; er selbst ist dieses Wort.

aus: Es ist normal, verschieden zu sein. Inklusion leben in Kirche und Gesellschaft. Eine Orientierungshilfe des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Gütersloher Verlagshaus, 2014, ISBN 978-3-579-05975-4, S. 50

Nachgemeldet

Kurz vor Drucklegung ist diese Medieninformation des Bayerischen Obersten Rechnungshofes bei uns eingegangen. Wir drucken Sie gerne hier ab, da die Schlussfolgerungen aus dem Jahresbericht zum Bürokratieabbau den langjährigen Forderungen des Verbandes entsprechen.

Bayerischer Oberster Rechnungshof Medieninformation



München, 24.03.2015
PK – 1125 – 2 – 4 – 2

Jahresbericht 2015

Förderung von Kindertagesstätten vereinfachen (TNR. 38)

Bürokratieabbau rund um die Kita

Recht kompliziert ist das Förderverfahren nach dem Bayerischen Kinderbildungs- und -betreuungsgesetz (BayKiBiG). Einiges wurde auf Anregung des ORH zwar schon vereinfacht, der Verwaltungsaufwand ist aber immer noch zu hoch. So muss nach wie vor jeder Träger einer Kindertagesstätte, in dessen Einrichtung Kinder aus verschiedenen Gemeinden betreut werden, Förderanträge bei allen betroffenen Gemeinden stellen. Die Kommunen wiederum erhalten die Hälfte der an die Kita ausgezahlten Förderung vom Staat erstattet. Liegen die Gemeinden in unterschiedlichen Landkreisen, sind dafür dann auch noch verschiedene staatliche Bewilligungsstellen zuständig. In einem Beispiel aus der Prüfung des ORH waren es gleich zwölf verschiedene Gemeinden und sechs unterschiedliche staatliche Stellen, die mit der Förderung ein und derselben Kita zu tun hatten. Das war zwar ein Extremfall, doch landesweit gab es 2012/2013 bei 8.787 Einrichtungen immerhin 26.079 Anträge, im Durchschnitt also pro Kita drei. Mit den Anträgen ist es aber noch nicht getan. Jede Gemeinde leistet vier Abschlagszahlungen an die Kita und macht jährlich eine Endabrechnung. Die Gemeinden erhalten wiederum vier Abschlagszahlungen sowie eine Endabrechnung von der staatlichen Bewilligungsstelle. Das potenziert sich – in der Beispiels-Kita auf 96 Abschlagszahlungen und 24 Endabrechnungen!

Diesen Auswuchs an Bürokratie will der ORH nun etwas lichten. Zukünftig sollte nur noch die Gemeinde, in der sich die Kita befindet, für das Antragsverfahren zuständig sein. Die Kita hätte also hinsichtlich der Förderung nur noch mit einer Stelle zu tun. Auch auf Seiten des Staates wäre dann nur noch eine staatliche Dienststelle für die kommunale Förderung zuständig. Damit die Gemeinde, in der die Kita liegt, nicht benachteiligt wird, sollte sie einen Erstattungsanspruch gegenüber den Gemeinden erhalten, aus denen die Gastkinder kommen. Weitere Vereinfachungen wären möglich, wenn die beteiligten Gemeinden gegenseitig auf die Erstattung verzichten würden. So haben es z.B. die Städte Nürnberg, Erlangen, Fürth und Schwabach vorgemacht. Insgesamt würde sich der Verwaltungsaufwand für die Förderung von Kindertagesstätten mit diesem Vorschlag spürbar reduzieren. Profitieren würden davon vor allem die Kitas, deren pädagogisches Personal dann mehr Zeit für die Kinderbetreuung hätte.



Bayerischer Oberster Rechnungshof
Kaulbachstr. 9 · 80539 München

Telefon 089 28626-276
Telefax 089 28626-277

E-Mail presse@orh.bayern.de
Internet www.orh.bayern.de



Evangelischer KITA-Verband Bayern e. V.
Postfach 120330, 90110 Nürnberg
Vestnertorgraben 1, 90408 Nürnberg
Tel. 0911 36779-0
Fax 0911 36779-39
E-Mail: info@evkita-bayern.de
www.evkita-bayern.de

Erster Vorstand

Politik und Wirtschaft, Öffentlichkeitsarbeit,
Sprecher des Vorstands:
Ludwig Selzam

Zweiter Vorstand

Beratung, Bildung, Pädagogik:
Christiane Mürderlein

Der Verband:

Der Evangelische KITA-Verband Bayern e. V. schließt Träger von Tageseinrichtungen und Tagespflege für Kinder zusammen und wahrt ihre gemeinsamen Belange in religiöser, pädagogischer, rechtlicher, wirtschaftlicher und gesellschaftspolitischer Hinsicht.

Der Verband vertritt die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern, das Diakonische Werk und seine Mitglieder in allen Fragen, die Tageseinrichtungen und Tagespflege für Kinder betreffen.

Der Verband bietet vernetzte Leistungen für KITAs, insbesondere:

- Beratung
- Fort- und Weiterbildung
- Interessenvertretung
- Service und Information

Redaktion:

Monika Brinkmüller (Redaktionsleitung)
Ludwig Selzam
Christiane Mürderlein
Ruth Heß

Lektorat:

Marion Voigt, Zirndorf, www.folio-lektorat.de

Gestaltung und Produktion:

ricochet – Internet- und Werbeagentur, Nürnberg
www.ricochet.de

Druck:

AMDO – Agentur für Medien,
Druck und Organisation,
Heilsbronn, www.amdo-gmbH.de

Bildnachweis:

Fotomontage Titel: Bilder im Hintergrund gemalt von Kindern bei einem Kunstprojekt im Evangelischen Kindergarten Regenbogen in Wilhermsdorf / Vordergrund © Ludwig Selzam; Artwork: diesigns.com | S. 4: © Irina Schmidt / fotolia.com | S. 7: © Petro Feketa / fotolia.com | S. 8: Evangelischer KITA-Verband Bayern | S. 13: © Miredi / fotolia.com | S. 14 - 15, 21: Evangelischer KITA-Verband Bayern | S. 23: © Oksana Kuzmina / fotolia.com | S. 25: D. Röbling / Kita BlickWinkel | S. 28: Bilder gemalt von Kindern bei einem Kunstprojekt im Evangelischen Kindergarten Regenbogen in Wilhermsdorf / © R. Rauscher | S. 35 – 37: Evangelischer KITA-Verband Bayern | S. 38 - 46: Die Fotos wurden uns von den Autoren und Autorinnen zur Verfügung gestellt | S. 47: Stefan W. Römmelt | S. 48 – 53: Die Fotos wurden uns von den Autoren und Autorinnen zur Verfügung gestellt | S. 56: © Sport Moment / fotolia.com | S. 59 – 62: Die Fotos wurden uns von den Autorinnen zur Verfügung gestellt | S. 64: © miboffb / fotolia.com

Ausgabe:

April 2015

Evangelischer
KITA-Verband Bayern e.V.
Vestnertorgraben 1
90408 Nürnberg
Tel.: 0911/36779-0
Fax: 0911/36779-39
E-Mail: info@evkita-bayern.de